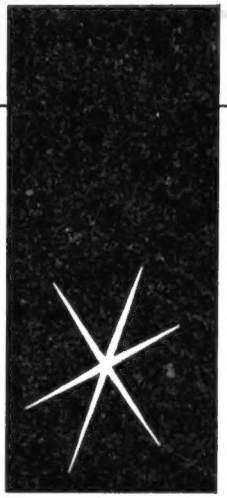
WESTERMANNS

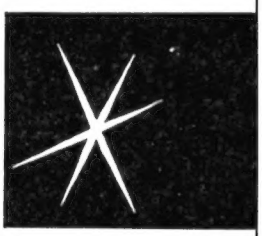
MONATS HEFTE

1

EINZELHEFT 3,– DM
ABONNEMENT 2,50 DM
zuzüglich Zustellgebühr



24. DEZEMBER



nicht vergessen:

ARWA auf Taille
gibt dem Bein Figur!

AUS DEM INHALT / JANUAR 1954

DER MATADOR. Roman von Barnaby Conrad Seite 5
GUSTAF GRÜNDGENS. Von Paul Fechter . . Seite 15
ÜBER NEUJAHRSWÜNSCHE. Eine Plauderei von Schlehdorn . . . . . Seite 21
MODERNER BRÜCKENBAU. Von Dipl.-Ing. Felix Freyer . . . . . Seite 24
AUF DER STRASSE NACH BUNDOON. Erzählung von Zana Vera Webb . . . . . Seite 30
KASCHMIR – DAS INDISCHE PARADIES. Von Henry Tuchel . . . . . Seite 32
WARUM ANGST VOR DEM »ATOM«? Von Prof. Dr. Otto Hahn . . . . . Seite 37
DAS GEPFLEGTE HEIM. Ein Vorschlag zur Wohnungsgestaltung. Von Harry Willems . . . . . Seite 41
UNSERE KATHRIN. Von Dr. Bernhard Grzimek Seite 51
WELTGESCHICHTE AUS BERNAU. Von N. O. Scarpi . . . . . Seite 56
STILLE. Gedicht von Peter Gan . . . . . Seite 57
MIT FREMDEN FEDERN. Von Eugen Roth . . Seite 58
UNBEGRENZTE MÖGLICHKEITEN Anekdoten von Dr. Heinrich Riedel . . . . . Seite 62
ZU UNSEREN KUNSTDRUCKTAFELN. Von Dr. Helmut May, Dr. Günter Busch und Dr. Hermann Boekhoff . . . . . Seite 63
YEHUDI MENUHIN. Von Friedrich Herzfeld Seite 67
MERLINS WEINBERG. Erzählung von Wolfgang Altendorf . . . . . Seite 68
EINE TEEKANNE ENTSTEHT. Von Ursula Ebers Seite 71
INTERMEZZO IN CHAUDRUN. Erzählung von Max Krell . . . . . Seite 76
ZUM NEUEN JAHRGANG . . . . . Seite 80
WIE MAN HÖRT . . . . . Seite 82
NEUE BÜCHER . . . . . Seite 86
KLEINE CHRONIK DER ZEIT . . . . . Seite 97

Umschlagbild nach dem Gemälde »Der Liebesbrief« von Jean Raoux (1677–1734)

Das diesem Heft beiliegende Kalendarium auf das Jahr 1954 unterbricht unsere Bildkartenfolge »Die Erdteile«, die im Februar-Heft fortgesetzt wird

---

HAUPTSCHRIFTLEITER: Dr. Hermann Boekhoff
SCHRIFTLEITER: Gerhard Joop, Joachim Karsten

VERLAG UND DRUCK: Georg Westermann Verlag und Druckerei, Braunschweig, Georg-Westermann-Allee 66, Ruf 20511, Fernschreiber 0254841
GESCHÄFTLICHE LEITUNG: Bernhard Klaffke
ANZEIGENLEITER: Kurt Rostock
ABONNEMENTSPREIS: bei Jahresbezug: monatl. DM 2,50 zuzügl. Zustellgebühr
EINZELHEFTPREIS: DM 3 —; Bezug durch jeden Buch- und Zeitschriftenhändler, durch den Verlag oder durch die Post. Generalvertreter für die Schweiz: Hans-Albisser-Verlag, Zürich, Weinbergstraße 15. Die Aufnahme der Monatshefte in Lesezirkel bedarf der Genehmigung des Verlags.
ANZEIGENPREISE: laut Preisliste 4
FÜR ÖSTERREICH: Verantwortlich Dr. Karl Kammel, Wien III, Henslergasse 3

Keine Gewähr für unverlangte Manuskripte u. Bildsendungen

WESTERMANNS MONATSHEFTE

95. JAHRGANG 1954

HEFT 1

GEORG WESTERMANN VERLAG

REMBRANDT HARMENSZ VAN RIJN (1606—1669): SELBSTBILDNIS

Der Matador

ROMAN VON BARNABY CONRAD

Es war ein ganz besonderer Tag, dieser Sonntag im Mai - nicht nur für Sevilla, die geistige Hauptstadt des Stierkampfs, sondern für die ganze Iberische Halbinsel, ja sogar für einige Länder Südamerikas. Aus Spanien und Portugal, auch aus andern Teilen Europas waren die Menschen gekommen, und der Schwarzhandel mit Eintrittskarten blühte: die „revendedores" verlangten und erhielten bis zu hundertfünfzig Dollar das Stück.

Die Besonderheit des Tages bestand darin, daß Francisco Torres y Nuñez, genannt Pacote, der größte Matador seiner Zeit, sich zu einem letztmaligen Auftreten hatte bestimmen lassen, nachdem er bereits seine Absicht kundgegeben hatte, sich ins Privatleben zurückzuziehen. Für die Tötung zweier Miura-Stiere sollte er das unerhörte Honorar von dreißigtausend Dollar bekommen, den sechsfachen Betrag, den ein Durchschnittsmatador erhielt. Doch das war für ihn nicht der Grund, noch einmal in die Arena zu gehen, denn in den acht Jahren seiner Laufbahn als Matador hatte er vier Millionen Dollar verdient, und es gelüstete ihn nicht danach, noch mehr zu verdienen.

Mit seinem ganzen Hofstaat war er von Córdoba, wo er in einem großen Hause wohnte, eingetroffen und in einer Suite des luxuriösen Hotels Andalucia-Palace abgestiegen. Das Hotel steht etwa zweihundertfünfzig Meter von dem träg dahinfließenden, von Bäumen umsäumten Guadalquivir, und nur einige Häusergevierte davon entfernt liegt die uralte „plaza de toros", die Stierkampfstätte La Maestranza.

Der erste Laut, den Pacote an diesem Tage - dem furchtbarsten und glorreichsten Tag seines Lebens - hörte, war ein Flintenschuß. Davon wachte er auf. Dann eine Pause und wieder ein Knall. Wahrscheinlich danebengeschossen, dachte er verschlafen während der langen Pause zwischen den beiden Schüssen. Ach, hätte er doch nichts andres zu tun heute, als zum Taubenschießstand zu gehen. Er mochte zwar Taubenschießen gar nicht; es war ihm sogar zuwider. Der Herzog von Pinohermoso hatte ihn einmal mit hinausgenommen und sich darauf versteift, Pacote müsse es versuchen. Pacote war ein hundsmiserabler Schütze, da er überhaupt nur ein paarmal in seinem ganzen Leben geschossen hatte, aber er konnte gar nicht fehlen, nachdem er „Pájaro" gerufen hatte, die Falltür des Kastens aufgezogen worden war und die Taube nicht einmal Zeit hatte, die Flügel zu spreiten, ehe sie von den Schrotkörnern zu einem Federknäuel zerfleddert war. Er legte das Gewehr ab und schoß kein zweites Mal, mochten sie den „großen Stiertöter, den furchtlosen Pacote" auslachen.

Trotz alledem: Tauben schießen wäre angenehm heute - Tauben töten, statt... Alles andere wäre heute angenehm. Ein Ritt in die Berge, die hinter seinem Gut bei Córdoba lagen, wäre das Allererfreulichste gewesen. Zumal mit irgend jemandem, der ihm keine Fragen über die Stiere stellte. Socorro vielleicht. Mit ihr wäre es ein Vergnügen. Er warf die Decke von sich. Dann stemmte er sein mageres Knochengerüst hoch und setzte sich auf den Rand der verzierten Messingbettstelle. Das Gesicht in den Händen, blieb er sitzen. Er war jetzt hellwach, er war überzeugt, seine Hände würden zittern, wenn er sie vom Gesicht wegnähme.

Jawohl, es saß etwas in ihm drin, so groß wie ein Straußenei. Das Organ der Angst lag gerade unter dem Herzen; ein dicker Klumpen Angst. Es war so wirklich wie jedes andere Organ seines Körpers. Es war nicht das dumpfe Schmerzgefühl der üblichen Angst: es war ein scharfer stechender Schmerz, eine Angst, wie er bisher noch keine empfunden hatte. - Nun, ich bin ja wohl berechtigt dazu, sagte er sich. Höchst berechtigt. Er sah auf seine Uhr, die Uhr, die ihm seine Mutter am Tag der „Alternativa" geschenkt hatte und auf deren Deckel eingraviert stand: „Sorge dich nicht, mein Sohn, ängstige dich nicht." Es war nach elf. Zehn Stunden geschlafen und noch zerschlagen. Sie werden gleich da sein. Wenn sie erst da waren, hob sich seine Stimmung wohl. Am Morgen war sie immer schlecht, denn dann war man mit sich allein. Später wurde es besser: dann wurde man jemand anders, wurde man etwas anderes.

Dann kam ihm plötzlich ein großartiger Einfall, ein Einfall, der ihm das Herz warm werden ließ und die Angstpein abstumpfte: sich rasch anzuziehen, den Buick aus der Garage zu holen, nach Cadiz zu fahren und an Bord des „Marqués de Comillas" zu springen, der nach Südamerika in See stach. Ein Vergnügen war es, sich ein paar Minuten in diese Gedanken einzuspinnen: eine kleine Farm in Peru und eine schöne junge Peruanerin, deren Gesicht nicht ganz klar vor die Augen trat, aber unbestimmt dem Socorros glich, nur feiner, gehaltener. Mit einem freudlosen, brummigen Lachen riß er sich von diesen Vorstellungen los, um sich wieder auf den Tag, die Minute, die Wirklichkeit einzustellen.

Es ist nun einmal so, sagte er. Du bist am Ende, erledigt, deine Nerven sind zerrüttet. Du brauchst etwas zu trinken. Er warf einen Blick über das große Hotelzimmer weg nach der Flasche auf der Kommode. Er hatte ihr gestern abend fast den Garaus gemacht; es war nur noch eine kleine Neige darin. Mit dem Katergeschmack, den er noch im Munde hatte, widerte es ihn geradezu an; aber wenn es erst drunten war, würde er sich doch wohl besser fühlen. Gott segne die Yankees: Whisky konnten sie machen. Zum Teufel mit den spanischen Weinen.

Er wollte die Flasche holen. Aber dann sagte er: Du Narr! Du bist wirklich ein feiger Narr geworden. Am Tag eines Kampfes trinken zu wollen; auch noch an einem Tag wie diesem! Das hat sich der Niño de Ronda immer geleistet; du siehst ja, wohin er damit gekommen ist. Du wirst so blödsinnig sein, ausgerechnet am Tag deines letzten Kampfes zu trinken und dir dann von einem Horn das Gedärm aufschlitzen zu lassen.

Die Tür tat sich auf, ein Mann mittleren Alters mit blassem Gesicht trat ein. Es war Matagatos - der Katzenmörder, sein nächster Vertrauter und bester Banderillero. Er trug einen Haufen billiger Papierfächer, eine Photographie, ein Dutzend Telegramme. „Buenos días, Pacorro", sagte er mit erzwungener Munterkeit. Er ließ das Rouleau etwa bis zur Hälfte hoch. Die andalusische Sonne stürzte blendend herein.

Pacote beschattete die Augen mit der Hand, während er brummte: „Tschau, Katzenmörder. Hat Chaves einen dritten Banderillero aufgetrieben?"

„Ich weiß nicht. Hab ihn heute noch nicht gesehen. Bin gerade aufgestanden."

„Na, sehn wir mal", sagte er, die Telegramme an sich nehmend. Sie hatten keine Umschläge, sondern waren einfach gefaltet und zugeklebt. Er riß sie auf, sah, ohne die Gemeinplätze zu lesen, nur nach der Unterschrift. Er suchte nach einem von ihr; es war keines dabei, und so warf er sie alle beiseite.

Matagatos reichte ihm die Fächer sowie einen Füllfederhalter und das Telefonbuch als Schreibunterlage hin. Pacote entfaltete den ersten Fächer. Ein Stückchen Papier war mit einer Klammer daran befestigt, und es stand darauf: „Bitte um eine Widmung für Juanita Pérez, eine große Verehrerin."

Auf dem Fächer waren Bilder Pacotes beim Stierkampf gedruckt; auf jeder Seite befand sich ein Porträt mit seinem traurig-ernsten Gesicht, als Unterschrift nur: „Der Größte."

Es war ein tragisches, strenges Asketengesicht, ein Gesicht, das Greco sicher gern gemalt haben würde. Die vorspringende Nase hatte die Form eines Adlerschnabels, die schweren Lider verliehen dem Antlitz ein aristokratisches Aussehen. Es war von Narben durchkerbt, konnte daher bei Aufnahmen häßlich herauskommen, und wenn sein Träger es im Spiegel betrachtete, wurde er mißmutig. Aber es war kein unschönes Gesicht.

In seiner sorgfältigen, gekünstelten Handschrift, der typischen Schrift eines Menschen, dem Schreiben ungewohnt ist, schrieb er auf den Fächer: „Meiner Freundin, der ausgezeichneten Aficionada Señorita Juanita Pérez von ihrem ergebenen Francisco Torres y Nuñez - Pacote."

Was würde die Señorita wohl mit seiner kostbaren Unterschrift anstellen? Für gewöhnlich war ihm diese Beschäftigung zuwider, aber jetzt war sie ein vergnüglicher Zeitvertreib, der ihn ablenkte vom Heute, vom Heute, Heute ... „Da ist noch einer", sagte Matagatos.

Einem völlig unbekannten Luis Morales schrieb er die Widmung über die Photographie, indem er beim Schreiben die Lippen zu den Worten formte: „Meinem guten Freund und Kameraden ..." Morales hatte vielleicht eine Bar hier in Sevilla, hängte die Photographie in sein Lokal und erzählte seinen Kunden, er sei ein Busenfreund des Matadors Nummer eins. Das Bild war eine Stange Gold wert, wenn er heute getötet würde. „Das letzte von Pacote signierte Bild", würde der Mann beseligt prahlen. Wenn er heute getötet würde ... Er schob die Fächer beiseite. „Die erledige ich später", sagte er in seinem tiefen Córdobaner Tonfall. Er verschränkte die Hände fest, damit Matagatos nicht sah, wie sie zitterten.

Vom Korridor her wurde keuchendes Atmen vernehmlich, dann tat sich die Tür auf, und der Impresario kam hereingewatschelt. José Chaves, genannt „Pepe", war ein kleiner, dicker Mann mit einer riesigen dunkel geränderten Brille und einer schwarzen Perücke, die ihm immer schief saß und meist über das Auge hing; sie diente ihm mehr als Mütze denn als Perücke; manchmal wurde sie auch in die Obertasche verstaut, wo sie so etwas wie ein haariges Ziertaschentuch abgab. Chaves hatte die Sonntagszeitungen unterm Arm; er warf den Papierhaufen aufs Bett und ließ sich selbst in einen Sessel fallen.

„Das wird ein sauheißer Tag heute", prustete er, nahm die Perücke vom Kopf und fächelte sich damit. „Hast du gesehen, was deine Freunde in den Zeitungen sagen, Paco?"

Pacote zog eine Zeitung aus dem Haufen und fing, das Kinn in die Hand gestützt, zu lesen an. Auf der Titelseite prangte sein Bild und daneben eines von Tano. Tano war ein glatter, schmucker Zwanzigjähriger. Wie häßlich ich mich neben diesem jungen Hund ausnehme, dachte Pacote. Dann las er vor: „Sevilla samt Gästen aus ganz Spanien wird Zeuge des aufregendsten Duells seit dem Kampf der beiden großen Rivalen Joselito und Belmonte vor dreißig Jahren sein, da der große Pacote, genannt der Unvergleichliche, nicht nur wegen seiner Kühnheit, sondern auch wegen seiner Befähigung zur Erlangung phantastischer Gagen ..."

„Süße Schmeißfliegen, wie?" brummte Chaves.

„... zu einem, angeblich letzten, Kampf mit dem aufsehenerregenden Neuling Tano Ruiz antritt. Bei der Rückkehr von seiner höchst erfolgreichen Tournee durch Mexiko und Südamerika im vorigen Monat hat der jetzt neunundzwanzigjährige Pacote angekündigt, er werde sich den Zopf abschneiden und sich auf sein Gut bei Córdoba zurückziehen, um für neue Kämpfer Stiere zu züchten. Da er jedoch seit etwa zehn Monaten nicht mehr auf spanischem Boden angetreten ist, hat er sich entschlossen, die letzte Corrida seines Lebens in seinem geliebten Andalusien auszutragen." - „Diese Schweinehunde" - er las im gleichen Tonfall weiter, als gehöre dieser Zwischenruf zum Text des Artikels -: „Es heißt indes anderseits, daß dieser Entschluß von dem Wunsch eingegeben war, den Anhängern des jungen Ruiz ein für allemal zu beweisen, daß der alte Maestro immer noch Nummer eins ist, indem er ihm eine Lektion in der Matadorkunst erteilt, die das Publikum lange nicht vergessen wird. Allgemein bekannt ist ja der berühmte Auftritt zwischen den beiden in einem Madrider Restaurant und auch, daß zwischen ihnen nicht gerade Herzensfreundschaft besteht, und ..."

„Verdammter Blödsinn!" rief Pacote, schob das Zeitungsblatt weg und stand auf. „Was wollen die denn von mir? Ich habe ihnen gesagt, ich würde nichts dergleichen tun, und sie haben mir gesagt, sie werden mir den Abschied leicht machen. Die können doch nicht verlangen, daß ich zu guter Letzt noch Selbstmord begehe. Ich hätte den Kampf

gar nicht übernommen, wäre ich nicht überzeugt gewesen, alle wüßten, daß es sich bloß um eine Abschiedsvorstellung handelt."
„Diesen Quatsch über das Rivalenduell hätten sie sich wahrhaftig sparen können", sagte Chaves und warf die Perücke erbost auf den Fußboden. „Jedenfalls sind alle Plätze ausverkauft. Jeder will deinen letzten Kampf sehen, schon um sagen zu können, er sei dabeigewesen."
„Und dieser Mist mit dem geliebten Andalusien", sagte Pacote. „Ich habe mich dazu breitschlagen lassen wegen der Peseten, wegen sonst gar nichts."
Die Anspielung der Zeitung auf den Zwischenfall im Restaurant zu erwähnen, der den eigentlichen Anlaß zu dem heutigen Kampf bildete, hatte keiner von ihnen Lust.
Chaves holte eine Zigarre aus der Tasche. „Ich kriege wohl Gantimplas als Dritten für den Nachmittag."
Es wurde schüchtern an die Tür geklopft. „Herein!" schnauzte Pacote.
Ein kahlköpfiges, schäbig gekleidetes Männchen trat ein. „Buenos días, Señores", sagte das Männchen. Es war Cayetano Montoya, „Niño de Ronda" oder auch einst „Der perfekte Matador" genannt.
Was will denn der, um Gottes willen, dachte Pacote. So sähe ich in fünfzehn Jahren aus, wenn ich das Handwerk nicht aufgäbe. Kahl wie ein Nachttopf, Tränensäcke wie Weinschläuche, die Augen durch Alkohol, wenn nicht gar Drogengenuß, triefend wie poschierte Eier und die einmal so schöne Gestalt zusammengeschrumpft, mit abfallenden Schultern und Spitzbauch.
„Matador", fing Cayetano an, den Blick zu Boden gesenkt, und fuhr sich mit der Hand über den glänzenden Schädel, der aussah, als habe er überhaupt nie ein Haar hervorgebracht. „Ich höre, es fehlt dir ein Banderillero für heute. Ich bin zufällig noch frei und dachte, ich . . ."
Der Prototyp des alten Stierfechters. Herrjeh, mußte der gerade heute daherkommen, um eine Illustration dafür zu liefern, welch ein elendes Handwerk das war? Jedermann wußte, daß er seit langem „zufällig frei war". Seit fünfzehn Jahren war er nicht mehr als Matador aufgetreten, außer bei Veranstaltungen in kleinen Provinzstädten. Ein paarmal hatte er bei Kämpfen seines Sohnes, der ein zweitklassiger Novillero war, Banderillas gestochen, aber der Impresario des Sohnes war der Ansicht gewesen, daß ein trunksüchtiger Banderillero denn doch eine zu bedenkliche Angelegenheit sei, und so hatte ihm der eigene Sohn den Laufpaß gegeben. - Pacote schüttelte den Kopf. „Da hast du was Falsches gehört, Mann. Wir sind für heute komplett."
Sie brauchten allerdings noch eine Hilfskraft, und er hätte dem armen Teufel gern etwas zukommen lassen, aber es war zu gefährlich. Es ging noch an, so einen wie Cayetano um sich zu haben, wenn es bei irgendeinem Fest Stierkälber abzustechen gab, aber wenn bei ausgewachsenen Bullen ein einziger Fehler unterlief, dann standen gleich die Blutlachen im Sand.
„Ich benötige wirklich - ich will sagen, wenn ich mal wieder in einer guten Cuadrilla herauskäme, dann, weißt du, dann käme ich wohl wieder auf die Füße." Stirnrunzelnd blickte der Kahlkopf drein, bemüht, sein Gemurmel im Ton der Überzeugung vorzubringen. „Ich bin doch noch nicht zu alt, um wieder als Matador nach oben zu kommen."
Um das Gespräch durch einen barmherzigen Gnadenstoß zu beenden, sagte Pacote kurz und abschließend: „Nein, bedaure, Mann."
„Ich habe große Übung mit den Banderillas, Paco; du weißt doch, wie ich einmal genannt wurde." Cayetano nickte, als habe er nie richtig daran geglaubt, daß er engagiert würde, und als nähme er Pacote den abschlägigen Bescheid nicht übel. Er schickte sich zum Fortgehen an. Da sah er Chaves' Toupet am Boden. Er bückte sich und hob es auf. „Was ist denn das?" murmelte er verständnislos.
„Eine Perücke", sagte Chaves mit gutmütigem Grinsen. „Setz sie auf, du hast sie nötiger als ich."
Stumpf darauf blickend, drehte Cayetano das Ding in den Händen; dann trat er vor den hohen Spiegel. Mit seinen dicklichen Fingern setzte er die Perücke feierlich auf den Schädel. Er sah grotesk aus; aber sie machte ihn immerhin zwanzig Jahre jünger. Schweigen legte sich über das Zimmer, während Cayetano wie gebannt sein Spiegelbild anstarrte. Er vergaß, daß noch andere Leute im Zimmer waren. Er reckte die Schultern

PETER PAUL RUBENS (1577—1640): KINDERBILDNIS

und zog den Bauch ein. Er hob den Kopf, um sein Doppelkinn zum Verschwinden zu bringen. Seine Augen wurden schmal, der Mund verzog sich zu dem hochmütigen Hohnlächeln, das der Matador annimmt, wenn er auf den Stier losgeht. Minutenlang war er in ein anderes Menschenalter entrückt. Dann nahm er zögernd die Perücke ab und legte sie auf die Kommode. Sein Körper sackte wieder zusammen, seine Schultern fielen ab; ohne noch ein Wort zu verlieren, schlurfte er aus dem Zimmer.
Die Zurückbleibenden schwiegen vor Unbehagen. Schließlich seufzte Pacote auf. „Eieiei!" kam es aus zusammengebissenen Zähnen. Dann ging er zum Telefonapparat. „Hören Sie, Portier", sagte er. „Gleich wird der Niño de Ronda durch die Halle kommen. Sagen Sie ihm, ich hätte mich geirrt. Wir brauchen doch noch einen Mann heute. Er soll um zehn Minuten vor vier auf der Plaza sein. Aber nüchtern." Er legte den Hörer auf, vermied aber, Chaves anzusehen.
„Du bist ein Narr", sagte Chaves, als äußere er eine längst feststehende Tatsache.
Matagatos sah auf seine Uhr und stand auf. „Wir müssen jetzt wohl zur Auslosung."
„Warte, bis ich angezogen bin. Ich komme mit", sagte Pacote.
„Zur Auslosung?" rief Chaves.
„Das hast du noch nie getan", sagte Matagatos; es klang fast tadelnd.
„Ich will mir das heute mal ansehn." Pacote streifte den Pyjama ab. Über seinen zwar breiten, aber wie bei einem Lungenschwindsüchtigen flachen und knochigen Brustkorb lief eine zackig verheilte Narbe. „Ich will heute selbst das Los ziehen. Damit ich Glück habe."
„Kannst auch Pech haben, Paco. Du hast nie selbst gezogen."
„Nein, heute wird's zum Glück sein." Er zog graue Flanellhosen an. Zum Teufel mit Glück oder Unglück! Er wußte, daß Chaves ihn verstand. Er konnte nicht anders; er mußte sehen, von wem ihm beim letzten Kampf seines Lebens der Tod drohte.

Die drei Männer waren am Flußufer angekommen und gingen um den runden, niederen Goldturm herum, der Columbus nach einer seiner Reisen als Speicher für seine Schätze gedient hatte.
„Den Quatsch können wir uns ja wohl schenken, Paco."
„Was für einen Quatsch?"
„Den Quatsch mit - ich weiß nicht, wir werden tun, was wir können. Du wirst dich heute nachmittag schonen. Das kann dir niemand verdenken. Laß dir keinen Floh ins Ohr setzen, diesen Yankees und all den andern blutdürstigen Ziegen einen letzten großen Nachmittag zu verschaffen. Du hast ihnen schon hundert großartige Nachmittage verschafft, an die sie sich erinnern können."
„Ich werde heute gar nichts tun", sagte Pacote. „Mich die ganze Zeit schonen."
„Ja, aber denk auch daran, wenn du erst in der Arena bist. Tano würde Selbstmord dafür begehen, wenn er dich dazu bringen könnte, eine schlechte Figur zu machen. Verlier den Kopf nicht. Laß ihn Ohren abschneiden, wenn er Lust hat. Komm bloß heil heraus. Hinterher machen wir eine schöne Feier. Mit sämtlichen Journalisten, und dann ab mit dem Zopf. Es wird eine großartige Feier werden."
„Ich werde den Kopf nicht verlieren."
Vor einer der offenen kleinen Bars stand ein riesiges Plakat für den Kampf; als er es sah, klopfte ihm das Herz. Es war stets erschreckend, wenn man die Riesenlettern vor sich sah; es hatte etwas so Unwiderrufliches, wenn erst die Plakate angebracht waren.
„Das Stierkampf-Ereignis des Jahrzehnts!" brüllte es von dem Plakat. „Vier Vollstiere, Miurazucht." Dann kam sein, Pacotes, sowie Tanos Name in fünf Zoll hohen Lettern. Über den Namen war in Buntdruck Pacote in Lebensgröße zu sehen, einen Muletazo ausführend, während der Stier auf den Beschauer zustürmte.
„Das hat mir immer gut gefallen", sagte Chaves.
„Mir gefiele es besser, wenn dein Name drunterstünde", sagte Pacote.
Ein buntgeschmückter Wagen kam ihnen entgegen, gezogen von vier in Größe und Farbe genau übereinstimmenden Maultieren, von deren Köpfen fröhlicher Putz nickte und an deren Geschirr Quasten baumelten. Ein Kutscher mit dem breitkrempigen Hut und der kurzen Jacke der Andalusiertracht saß auf dem Bock, aber nicht er kutschierte, sondern

LINKS: INNENHOF DES KÖNIGSBERGER SCHLOSSES. AUFNAHME VON Prof. ERNST GRÜN

ein anderer gut aussehender Mann mit einem Schnurrbart in modernem Straßenanzug und Edenhut. - „Don Eduardo", sagte Matagatos.
Der Mann zog mit seinen behandschuhten Händen die Zügel an und begrüßte die drei gutgelaunt. - „Hallo", sagte Pacote. Eduardo verstand nicht viel von dem Betrieb, den sein Urgroßvater begründet hatte, aber er war ein feiner Kerl.
„Wird ein großer Tag werden, Paco", sagte Eduardo. „Ich habe die vier Besten vom Gut geliefert. Sämtlich gut. Heut früh hab ich sie von Tablada hereingebracht. Schau sie dir mal an. Viel Glück!" Er winkte und fuhr weiter. - Wie konnte ein Mensch heute so gut gelaunt sein, dachte Pacote.
„Gut!" rief Matagatos aus. „Gute Miuras gibt's gar nicht."
„Eduardo hätte gescheiter eine gute Corrida liefern sollen, zum Teufel", sagte Chaves. „Ich bin immer noch der Ansicht, wir hätten aufs Gut hinausgehen und sie uns selbst aussuchen sollen. Nur dann kann man sich darauf verlassen, daß sie so sind" - er hob die Hand zur Höhe einer dänischen Dogge - „und so" - aus Daumen und Zeigefinger bildete er ein nach innen gekrümmtes Hörnerpaar. „Der moderne Stierkampf, lieber Freund, beruht auf dem Prinzip: großer Schein in der Brieftasche und kleiner Stier in der Arena."
„Damit der Tano sagt, ich wagte bloß gegen Ziegenböcke anzutreten! Bei diesem letzten Mal muß alles seine Richtigkeit haben, Chico, das weißt du. Er hat immer gesagt, ich hätte Angst vor Miuras. Selbstredend, ich habe Angst vor allem, was Hörner trägt. Ich kann nicht einmal Schnecken leiden."
Sie kamen zur Maestranza, der herrlichen Arena, der zweitältesten Stierkampfstätte Spaniens. Seit Jahrhunderten dräuten die gewaltigen Steinpfeiler und der monumentale Torbogen dieses überwältigenden Kolosseums zum Fluß hinüber. Wie still und grausam schien der Bau jetzt; starr und stumm lag er da, noch ohne die Lärmfülle aus Menschengeschrei und Blechgeschmetter, eine hohle Muschel der Gewalttat. Wie viele Männer gleich mir, mußte Pacote denken, wie viele Feiglinge gleich mir sind durch dieses Tor gegangen und haben gespürt, wie sich ihnen angesichts der Nacktheit der Arena und der Nacktheit in ihren Leibern das Gedärm zusammenzog? Einer oder zwei vielleicht in den vielen Jahren, einer zumindest mußte solche Angst gehabt haben.
Der Oberaufseher der Stiere kam auf sie zu. Er trug einen breitrandigen Córdobaner Hut und den kurzen Bolero der Viehzüchter Andalusiens.
„Hallo, Matador", sagte er in seinem freundlichen, höflichen andalusischen Tonfall. „Ich sehe, du willst selbst ziehen. Der Mann von Tano ist schon dort." Sie stiegen die Steintreppe zum Rand des Corrals hinauf. Die Mauern waren breit; zu beiden Seiten lief ein eisernes Geländer. Oben befanden sich einige Männer, die auf die Stiere hinuntersahen, sich leise unterhielten und manchmal auf das eine oder andere Tier deuteten. Es waren vier kräftige schwarze, mit fast gleichem Gehörn versehene, nicht zu große Tiere. Tja, von oben sahen sie nie groß aus, aber ach du mein Gott, wie groß wirkten sie, wenn man sich in der Arena auf gleichem Boden mit ihnen befand. Pacote drehte sich zu Chaves um. „Pepe", sagte er in fragendem Ton und wartete gespannt die Antwort ab, denn José „Pepe" Chaves war, was Stiere anging, der größte Sachverständige der Welt.
Chaves gab keine Antwort. Er nahm seine dunkle Brille ab und besichtigte jedes einzelne Tier genau. Dann zog er die Mundwinkel übertrieben abwärts, wackelte, den Daumen abgespreizt, mit der einen Hand wie ein signalgebendes Flugzeug. Soso, bedeutete das. Danach setzte er die Brille wieder auf.
„Scheinen mir ganz in Ordnung", sagte Pacote, bestrebt, seinem Ton keine Angst anmerken zu lassen. „Sehen gut aus." Es war, als könne er die Stiere besser machen, indem er Pepe ein gutes Wort über sie abschmeichelte.
„Durchschnitt", sagte Pepe. Mit den Fingern der rechten Hand kratzte er sich den Rücken der andern, wie immer, wenn er angestrengt nachdachte. „Nicht Hui und nicht Pfui, aber sie sind schon recht."
Pacote kannte Pepe gut genug, um zu wissen, daß es seine wahre Meinung war und er ihn nicht bloß beruhigen wollte. Pepe war in der Regel auch eher pessimistisch eingestellt. Sein Selbstvertrauen erhöhte sich jetzt etwas, nachdem er die Stiere selbst gesehen und Chaves gesagt hatte, daß sie in Ordnung seien. Der Klumpen Furcht saß ihm noch schwer in der Brust, aber er würgte ihn nicht mehr. Es war immer gut, sich die Tiere anzusehen. Wenn man bloß im Hotelzimmer sitzenblieb, stellte man sich die Stiere als

groteske Ungetüme, nicht einfach als das vor, was sie waren: männliche Rinder. Es war doch gut, wenn man sich vergewisserte, daß es bloß Stiere waren, Stiere wie die Hunderte, die er in seinem Leben schon getötet hatte. Nur war er nicht der gleiche Mensch, der all die andern abgestochen hatte, die übrigen tausendeinhundertdrei. Früher, am Anfang der Laufbahn, da kämpfte er noch mit dem glühenden Drang jugendlichen Ehrgeizes. Dann war die mittlere Periode gekommen, da man im Besitz des Selbstvertrauens und der Selbstsicherheit des Weltbesten war. Jetzt aber, jetzt war es das Ende, das Ende voller Zweifel und Angst, und die Frist lief rasch ab, wie einem das Wasser zwischen den Fingern der zur Schale gerundeten Hand zerlief.

„Teilen wir sie paarweise ab", sagte der Banderillero Tanos.

Zwei Stiere waren deutlich „besser" als die andern. Es waren die kleinsten; ihre Hörner waren etwas nach innen gebogen, aber nicht zu stark. Der eine dieser beiden war besser, kleiner und hübscher und hatte einen „angenehmen Kopf". Eine richtige „Nonne". Tanos Banderillero schrieb die Nummern der großen, groben weißen Brandzeichen auf zwei getrennte Stücke Zigarettenpapier.

Chaves klatschte zweimal in die Hände und brummte dabei: „Ho, toro!" Die Stiere schnaubten, hoben die Köpfe und schüttelten angriffslustig die Hörner. Nummer Hundertzwanzig ging, den Kopf ganz tief gesenkt und mit den Beinen stampfend, etwas zurück. Chaves fing an, leise eine drängende, unbekannte Melodie vor sich hinzupfeifen, ohne dabei die Lippen zu spitzen; sein Mund nahm nur ein sonderbar geziertes Aussehen an. Schließlich sagte er: „Nummer Hundertzwanzig sieht mir ein bißchen manso aus." Manso bedeutet zahm, und ein zahmer Stier ist feige und gerade darum gefährlich. „Natürlich kann man das erst genau sagen, wenn er draußen in der Arena ist, aber ich habe so das Gefühl."

„Schön", sagte Tanos Banderillero. Chaves' Ahnungsvermögen war berühmt. „Wir werden ihn hier draufsetzen" - er schrieb die Nummer auf das eine Papier - „und den größeren da, den mit der Decke, hierher. Die Nonne zusammen mit Hundertzwanzig." Die Zettel wurden zusammengeknüllt und in den breitrandigen Hut des Oberaufsehers geworfen. Pacote machte die Andeutung einer Verbeugung und bewegte die Hand zu einer „Nach-Ihnen"-Gebärde.

„Nach Ihnen, Mat'or", sagte der Banderillero knurrig.

Pacote griff in den Hut, tastete nach einem Zettel und zog ihn halb heraus. Dann ließ er ihn wieder fallen, zog den andern und entfaltete ihn. Er hatte Hundertzwanzig nicht gezogen. Es war also heute doch wohl noch ein Glückstag. Er zeigte Pepe den Zettel.

„Ich bin froh, daß keiner von uns gegen den Sobrero kämpft", sagte der Banderillero. Er deutete mit dem Daumen nach dem andern Corral hin. Pacote und Chaves gingen an der Mauer weiter und schauten hinunter. Ein einzelner Stier befand sich darin. Es war ein Ersatzstier für den Fall, daß einem der andern das Horn abbrach, daß einer nicht gegen die Pferde losgehen wollte, auf einem Auge blind war oder lahmte. Der Stier blickte hoch und stampfte den staubigen Boden.

„Das soll ein Stier sein?" schnaubte Chaves. „Da hat man ja einen Elefanten mit einem Gnu gekreuzt." Es war ein Pinto, ein schwarz und weiß gescheckter Stier mit ungleichen, gewundenen Hörnern. Ein riesiges Tier. „Das ist mir ja ein Bruder! Wer auf diese Korkzieher gespießt wird, kommt nicht mehr runter. Ein wahrer Ochs."

Sie verabredeten noch die Reihenfolge, in der gegen die einzelnen Stiere angetreten werden sollte, drückten ein paar Leuten die Hände und gingen dann. Als sie aus dem großen Tor kamen, blieb Pacote plötzlich stehen und sagte unvermittelt: „Pepe."

Chaves gab einen fragenden Brummlaut von sich, als er den veränderten Ton Pacotes bemerkte.

„Pepe, ich habe über das Testament nachgedacht."

Chaves warf die Zigarre weg. „Jetzt ist ja gerade die richtige Zeit, um darüber nachzudenken."

„Es fiel mir nur ein, ich hätte vielleicht doch auch Matagatos darin ausdrücklich bedenken müssen, statt alles in Bausch und Bogen auf meine Mutter zu überschreiben und ihr aufzutragen, für ihn zu sorgen."

„Ausgerechnet jetzt mußt du daran denken." Chaves ließ seine Hand grob auf Pacotes Schulter fallen. „Lassen wir das jetzt sein, ja? Darüber reden wir morgen."

Plötzlich stieg in Pacote ein nervöser Zorn hoch. „Schön", sagte er heiser. „Jetzt sag mir die Wahrheit, zum Donnerwetter, sag mir, was du wirklich von den Miuras hältst."
„Das hab ich dir ja gesagt", meinte Chaves ruhig. „Sie sind richtig."
Pacote faßte ihn beim Rockaufschlag. „Schwörst du das? Machst du mir kein X für ein U vor?"
„Das war nie zwischen uns üblich, Chico."
Pacote ließ Pepes Rock los. „Nein", sagte er zerknirscht, „das war nicht üblich zwischen uns." Sie gingen weiter.

Als sie ins Hotelzimmer zurückkamen, befand sich darin ein Mann mit einem Affengesicht, der die weißen Schutzhüllen von der grünsilbernen Tracht abnahm und die Kleidungsstücke sorgsam auf einen Stuhl legte. Es war Suarez, der „Degenjunge", der aber kein Junge mehr war, sondern ein fünfzigjähriger Mann, der bereits seit zehn Jahren in Pacotes Dienst stand. Er trug die Haare kurzgeschnitten, und sein Schädel sah aus wie einer der grinsenden Tonköpfe, in denen man Gras zu ziehen pflegt.
„Guten Tag, Matador", sagte das Männchen, einen Finger zum Gruß an die Stirn hebend. „Ich war so frei, Mittagessen für Sie zu bestellen."
Auf dem Schreibtisch stand ein Tablett mit einem von Olivenöl dampfenden Steak, einem Kartoffelschmarren und einer Kanne Kaffee. Pacote nahm Kaffee, setzte sich auf den Bettrand und trank.
„Du solltest auch was essen", sagte Chaves und reichte ihm den Teller mit dem Fleisch. „Sonst wird dir schwach."
„Und wenn ich ein Horn in den Bauch bekomme?"
„Du wirst heute nicht operiert. Du gehst mir nicht näher als drei Spannen an die Tiere heran. Iß!"
Pacote schnitt ein Stück Fleisch ab, doch als er es zum Munde führen wollte, hielt er inne und legte das Fleisch wieder auf den Teller.
Chaves betrachtete ihn scharf, sagte aber nichts. Dann sprang er auf und zog die Rouleaus herunter. „Es ist halb zwei. Schlaf ein bißchen."
„Wo willst du hin?" fragte Pacote.
„Ich habe was zu tun", sagte Pepe unwirsch.
Pacote blickte ihn argwöhnisch an. Als dann Chaves aufbrechen wollte, sagte er: „Hör mal, ich habe noch einmal über Niño de Ronda nachgedacht. Der könnte alles verhunzen. Könnte uns allen den Tod bringen. Wir sollten vielleicht doch einen andern nehmen."
„Er geht schon." Chaves Blicke streiften die halbvolle Whiskyflasche auf der Kommode; es war, als habe ihm die Flasche schon die ganze Zeit über nicht behagt. „So schlecht ist er auch nicht. Schlaf etwas. Falls du mich brauchst, ich bin auf meinem Zimmer."
Suarez ging; Chaves folgte ihm. Doch nach dem ersten Schritt zur Tür wandte er sich noch einmal um, packte die Flasche und steckte sie unbeholfen unter seinen Rock.
„Für einen Freund von mir", murmelte er und ging hinaus, ohne Pacote noch einmal anzusehen.
Pepe, der große Schutzengel, dachte Pacote. Na, um Himmels willen, ich dachte gar nicht daran, das Zeug zu trinken. Ganz verrückt bin ich ja doch nicht.
Er zog sich aus und legte sich in das noch ungemachte Bett.
Als an die Tür geklopft wurde, setzte er sich hoch. „Wer ist da?" fragte er.
„Solorzano", sagte eine rauhe Stimme in breitem andalusischem Tonfall. „Manuel Solorzano. Chaves hat mir ausrichten lassen, ich solle zu ihm kommen."
„Sein Zimmer ist am Ende des Korridors", sagte Pacote. „Nummer zweihundertsieben."
Er hörte den Mann von der Tür weggehen.
Solorzano! Das war es also: das war das, worüber Pepe sich nicht hatte äußern wollen. Selbst Pepe glaubte also, er sei so vollkommen am Ende - so hilflos - so in Gefahr, heute getötet zu werden, daß er sich nach Schutz für ihn umgesehen und den rohesten, verbrecherischsten Schlächter unter den Picadores bestellt hatte!
Dahin war es also gekommen! Solorzano, den sich Niño de Ronda für seine letzten Kämpfe als Matador engagiert hatte, als er jeden Tag einen Stier hatte in den Corral zurückgehen lassen müssen, weil er sich nicht nah genug an ihn traute, um ihm auch nur einen Stich in die Lunge zu versetzen; Solorzano, ohne den der feige Zigeuner Gagancho

Fortsetzung auf Seite 45

Gustaf Gründgens als Wallenstein
Foto Liselotte Strelow

GUSTAF GRÜNDGENS

VON PAUL FECHTER

Sein Ruhm begann im Deutschen Theater Max Reinhardts; seine bisherige geschichtliche Leistung brachte er im letzten Dezennium des Berliner Schinkelhauses auf dem Gendarmenmarkt, als er noch einmal die in den späten Jahren der Republik immer mehr in Leistung und Wirkung abgesunkene Staatsbühne durch seine kluge, geschickte Führung zur letzten Blüte des großen deutschen Theaters vor dem allgemeinen Versinken emporhob.

Wenn man die Gestalt des Schauspielers beschwört: was stellt sich zuerst ein, Bild oder Klang, Gesehenes oder Gehörtes? Wenn man an Kainz denkt, klingt noch heute die unvergeßliche Stimme im Ohr; wenn der Name Eleonore Duse fällt, hört man sie lange, bevor man sie sieht, wie man Rudolf Rittners Jumalaischrei nie von seinem Namen abtrennen kann oder die wunderbare Echtheit des Fühlens von einem einzigen Wort von Horst Caspar. Nennt man aber Heinrich George, so taucht ebenso unmittelbar Götzens Bild auf neben dem des alternden Falstaff - und der wunderbare Kopf des ergrauenden Kayssler, wenn er mit Strindberg nach Damaskus ging, bleibt unvergeßlich wie das königliche Bild seines Großen Kurfürsten bei Kleist.

Wie ist es bei Gustaf Gründgens? Gehört er zu dem akustischen oder zu dem visuellen Typus? Die Antwort stellt sich nicht sofort eindeutig ein: wenn man aber näher zusieht, treten doch die Bilder, die Erinnerungen an Gesehenes auch bei ihm mehr und mehr in den Vordergrund. Man denkt seinen Hamlet - und sieht ihn, in sein Buch versenkt, schweigend langsam die Galerie entlangschreiten; man denkt Mephisto - und der lichtblaue gefallene Engel des Prologs im Himmel taucht auf, der dem Gefährten Fausts in

Links oben: Als Orest mit Marianne Hoppe (Elektra) in Sartres »Die Fliegen« / Foto Rosemarie Clausen. — Oben: König Richard II. (Shakespeare) / Ullstein Bilderdienst

seiner Gestaltung von vornherein eine wesentlich andere, tiefere Grundlage gab, als sie die meisten großen Gestalter der Rolle mitbrachten. Ja man erlebt das seltene Phänomen, daß von einem ganzen Stück nur ein Bild, ein kurzer visueller Moment geblieben ist: Ludwig der Sechzehnte vor dem Convent, in heller Seide, bleich, blutleer, Vision des sterbenden Königtums mehr als ein Mensch. Es dauert eine ganze Weile, bis man sich darauf besinnt, in welcher Dichtung dieses stumme große Schauspiel sich einst ergab, bis dem Suchenden endlich Hanns Johst und sein Drama um Thomas Paine einfällt.

Gründgens war von Anbeginn Schauspieler - Hörspieler erst in zweiter Linie, obwohl er zu den klügsten Sprechern seiner Generation gehört. Er bringt in seiner Erscheinung alle Mittel des

Dubedat in »Der Arzt am Scheideweg« von Shaw Foto Ruth Wilhelmi

Mephisto / Foto Ullstein

Wirkens vom Optischen her mit: einen Körper, den er bis weit in die Bereiche des Tänzerischen beherrscht, einen leichten, federnden Gang, ein Gesicht, dem viele Stationen des Lebens zwischen Gut und Böse, zwischen Schönheit und den Abgründen des Seins offenstehen. Er war Hamlet mit allem Zauber des Jünglings um den melancholischen Prinzen; er war in Bruckners „Verbrechern" bei Reinhardt ein Kellner, um den nichts Königliches und kein Zauber mehr war, obwohl der Schauspieler in dieser Rolle eine Kraft entfaltete, die mit Recht damals höchste Bewunderung fand. Er war in Büchners „Danton" St. Just und spielte gewissermaßen dessen Idee, sprach die Rolle ebenfalls von der eigenen bewußten Vorstellung der Gestalt aus, hart, kalt, schwebend, aus dem Bereich des Gewußten und zugleich durchzogen von dem Klang der Sehnsucht hinüber in die Welt des Gelebten. Vielleicht ist das überhaupt ein Grundzug des ganzen Gestaltens bei Gründgens. Er formt Wort und Bild in glei-

Kardinal in »Bacchus« von Jean Cocteau mit Peter Esser (Herzog) und Adolf Dell (Bischof) / Foto Strelow

Oben links: Hamlet. — Oben: St. Just in »Dantons Tod« von Georg Büchner / Fotos Ullstein

cher Weise von seiner klugen Bewußtheit aus - und läßt die jeweilige Rolle zugleich immer neu von immer neu aufsteigenden Momenten aus dem ungewußten Lebensbereich durchleuchten. Er hat am Berliner Staatstheater einen seiner größten Erfolge mit seinem „Hamlet" errungen, den er mehr als hundertmal dort gespielt hat; als jemand versuchte, diese schauspielerische Leistung in Worten zu fixieren, antwortete er mit einem ebenso intelligenten wie aufschlußreichen Brief, in dem er bekannte: „Ich werde die Rolle des Hamlet vielleicht noch einmal vollkommen anders spielen." Der Brief ist samt der Rollenreportage in einem der letzten Vorkriegsbände des Shakespeare-Jahrbuchs abgedruckt; man erfährt aus ihm mehr über den Schauspieler Gründgens und seine innere Struktur als aus ein-

Heinrich IV. im gleichnamigen Schauspiel von Pirandello / Foto Clausen

gehenden Analysen seiner einzelnen Rollen. Bei denen stößt man, wie gesagt, zuerst meist auf die erkennend ordnende, das Ganze durchleuchtende und aufgliedernde Energie; erst unter ihrem Netz leuchtet nach und nach der Dämon auf, der auch bei diesem Manne hinter und unter dem hellen Reich des Geistigen stumm darauf wartet, daß seine Stunde kommt.

Es gibt Momente, in denen dieser Dämon für Augenblicke sogar die Alleinherrschaft ergreift. Solch ein Moment war die stumme Szene des unseligen Königs in dem Paine-Drama Johsts: da konnte, von Worten unbehindert, einmal dieses Erbe aus den Tiefen des Seins aufsteigen und Sichtbarkeit werden. Die Gestalt des sechzehnten Ludwig begann von dieser stummen Kraft im Schweigen durchglüht gewissermaßen zu phosphoreszieren; man erlebte ein ähnliches Phänomen wie Jahre zuvor bei dem Schauspieler Rudolf Forster, als er in Unruhs Louis Ferdinand die kleine Rolle des Herzogs von Enghien spielte, über dem auch bereits der Tod und sein Schweigen liegt. Da ergab sich bei einem sonst ebenfalls sehr aus der Abstraktion gestaltenden Manne dasselbe Bloßlegen der eigentlichen schauspielerischen Wirkungs- und Gestaltungskraft ohne Worte. Was man oft fälschlich Wirkungen genannt hat, die vom Film ausgeliehen wären, offenbarte sich hier als Auswirkung der eigentlich entscheidenden stummen menschenbildenden Energien des Schauspielers. Man spürt noch heute die Kraft des Gestalters Gründgens vor dem Erinnerungsbild an diese Augenblicke schweigenden reinen Wirkens aus dem Sein ohne jedes Hineinreden des Autors.

Man erlebte diese Kraft auch bei seinen großen Rollen im Bereich klassischer Dichtungen. Er hat oft den Mephisto gespielt: man mußte, um die Leistung ganz zu übersehen, vom zweiten Teil des Faust ausgehen, von dem wie sein Dichter alt gewordenen Teufel. Der Mephisto des zweiten Faustteils sieht schon früh bereits das Ende voraus; er ahnt, daß alle seine Mühe gegenüber dieser Seele sinnlos ist. Er ist auf dem Wege zu der Mephistogestalt Paul Valérys in seinem Faust aus dem 20. Jahrhundert, in dem die Rollen des Menschen und des Teufels vertauscht sind, Faust der Führende, Mephisto der Geführte ist. Der zweite Mephisto von Gründgens war bereits erfüllt von der tiefen Melancholie dieses späten französischen Teufels: er wußte um die Hoffnungslosigkeit des Daseins, des eigenen wie des Daseins der Menschen. Ihm war das Lachen vergangen, von dem im ersten Teil wenigstens noch ein Lächeln lebte, etwa wenn er zu Gretchen sagte: Du gut's unschuldig's Kind; da brach noch einmal der gefallene Engel in ihm aus und ließ für einen Augenblick den Teufel vergessen. Dem Gründgensschen Mephisto des zweiten Teils war wie seinem Dichter das Lachen vergangen; allenfalls zu bitterer Selbstironie reichte es bei ihm noch, weil jetzt er begriffen hatte: Was kannst du armer Teufel geben? Gründgens nutzte die schauspielerischen Visionsmomente der Gestalt nach besten Möglichkeiten: man sieht noch heute das Gesicht seines einäugigen Phorkyas, der wie ein riesiger Hüter einer uralten Schwelle aus den Untergründen der Beziehungen des gefallenen Engels zum Bösen aufgestiegen schien. Gespielt aber hat er von seinem Dämon und ebenso von der Melodie der Klage um die verlorene Macht aus.

Es sind viele Bilder des Schauspielers Gustaf Gründgens in der Erinnerung haften geblieben. Man sieht ihn, schon in seiner späten Berliner Zeit, als Shakespeares Richard den Zweiten, mit dem er noch einmal in einen Wettbewerb mit Rudolf Forster trat: sie waren beide Könige aus den dekadentesten Grenzbereichen des Männlichen, Gründgens im engen, langen rosabräunlichen Seidenmantel über eherner Rüstung, mit schwarzen Handschuhen, die seltsam zu den glatten, langen, dünnen, eng anliegenden rötlichen Haaren stimmten, die das schmale, blasse Gesicht des Sängers seiner eigenen Untergangsballade, dies Gesicht mit den großen melancholischen Augen umrahmten, als sollten sie es schützend gegen die feindliche Welt abschließen. Man sieht ihn als Shaws Dubedat, als den kranken Maler, der schmal, zart, blond, ein Knabe mehr als ein Mann, zwischen den würdigen Männern der bürgerlichen Wissenschaft einhergleitet und am Ende doch noch im Tode Sieger über Sir Colenso, den „Arzt am Scheidewege", bleibt. Man sieht ihn in unzähligen Rollen - und am Ende sieht man immer Gustaf Gründgens - den Mann, der zutiefst in jeder Rolle etwas von sich, vom eigenen verborgenen Wesen suchen geht.

„Nur zur Verrechnung", oder wie auf einem Wechsel die Klausel daraufsetzte: „Gegenwert erhalten"? ... „Ich wünsche dir alles Gute, das du mir wünschst", so spricht die Berechnung, wenn sie ehrlich ist. Die Sympathie sagt: „Ich wünsche dir alles Gute, das du dir wünschst", und die Liebe in selbstlosestem Egoismus: „Ich wünsche mir nichts als dein Glück".

Die Magie der Wünsche, der guten wie der bösen, ist so alt wie der menschliche Verkehr. Irgend etwas im Menschen glaubt daran, daß Wünsche Kraft haben. Und daran, daß man besser wird, wenn man anderen und vielen Menschen Gutes wünscht, also gleichsam die eigenen Ansprüche an das Schicksal zu fremdem Vorteil opfert. - Der Glaube an die Erhörung von Gebet und Fürbitte ist so alt wie die Religion. Wer nicht mehr wünschen kann, ist ohne Hoffnung. Wer nicht an eine Gottheit glaubt, die sich herabläßt, unsere Wünsche zu erhören, der kann eigentlich keinen Glückwunsch aussprechen; wenn der Gutes wünscht, so ist das nicht mehr als ein Verzicht darauf, später mißgünstig zu sein. Wieviel Wünsche werden alle Tage ausgesprochen, vom gedankenlosen „Guten Morgen", oder „na, dann alles Gute" (ein alter Larousse erklärt: „souhaiter = man braucht es in Höflichkeitsformeln und Komplimenten") bis zu dem gläubigen Versuch, mit gefalteten Händen dem Herrgott etwas abzuringen. Zum neuen Jahr erinnert man sich, wieviel das vergangene zu wünschen übrigließ, und was wir anderen an guten Wünschen schuldig sind.

Dichter haben ihre Neujahrswünsche in Verse gegossen. Am reizvollsten Mörike, dessen Neujahrslied wie ein Orgelspiel in einer Rokokokirche mit der Vox celesta beginnt: „Wie heimlicherweise ein Engelein leise ...", und dann zieht er ein anderes, feierliches Register: „Du, Vater, du rate! ..." Man denke auch an das dunkle Neujahrsgedicht der Droste-Hülshoff „Das Jahr geht um", oder an Goethes tapferen Neujahrswunsch, in dem es heißt: „Auf alte Wunden neue Salbe." Und an Martin Rinckarts prächtigen Choral, den sie an Neujahr vom Turme blasen: „Der ewig reiche Gott woll' uns bei unserm Leben ein immer frohes Herz und edlen Frieden geben." Hier sind - in einer anderen Angstzeit - zwei entscheidende Wünsche ausgesprochen. Die Neujahrsnacht ist von Wünschen und guten Wünschen voll, denn wir Heutigen haben eine Last von unerfüllten Wünschen auf dem Herzen für uns und für die auf Deutschlands Schattenseite.

Im kleinen und im einzelnen sind die Wünsche der Menschen unzählbar, unberechenbar und wandelbar wie Wolken und Wellen. Ein solcher Wunsch sei hier aus vielen herausgegriffen; der Wunsch, im neuen Jahre Menschen zu begegnen, ähnlich jenem Legationsrat a. D. und Lebenskünstler A. v. Villers, der, wie die Marquise Sévigné, allein durch seine Briefe bekannt wurde („Briefe eines Unbekannten", Inselverlag), und der just vor 80 Jahren, am 18. Januar 1874, an die Gräfin Eleonore Hoyos über Neujahrswünsche schrieb:

„Ich wünsche - es ist schon ein wenig spät für einen Neujahrswunsch, aber im Grunde kann das Wünschen auch noch am 31. Dezember etwas zu wünschen finden -, also ich wünsche vor allen Dingen, daß meine Wünsche in Erfüllung gehen mögen, und so wünsche ich Ihnen, um sicher zu gehen, ein ganz neues Jahr, das noch zu nichts anderem gedient hat. Denn ich vermute, es geht bei Austeilung der Jahre nicht immer ganz ehrlich zu, und schon manches abgelegte alte Jahr aus dem Dreißigjährigen Krieg, aus der Babylonischen Gefangenschaft und aus dem Untergang des Weströmischen Reiches, auf das kein Mensch mehr achtgab, ist an einem 1. Januar wieder auf die Welt geschmuggelt worden ...

Dies Jahr 1874 aber ist ganz neu, das weiß ich gewiß. Ich hab's machen sehen und bin dabeigestanden, wie es der Engel Gabriel abgehobelt hat; angestrichen war's noch nicht einmal, da mußte es schon herunter auf die Welt, und in aller Eile wurden zwölf Monate hineingepackt, eine Menge Wochen und ich weiß nicht wieviel Tage; aus den Wochen mache ich mir nicht soviel, die wollen wir andern überlassen, aber ein paar gute Tage weiß ich auch drin, auf die ich mich freue, wenn sie ausgepackt werden. Einer ist dabei, an dem Sie herauskommen in das Wiesenhaus, der ist wunderschön. Ein Entenbraten liegt dabei, ausgezeichnet, und ein paar Flaschen Wein machen sehr lange Hälse, als wären sie sehr neugierig auf den Besuch. Nun, das wollen wir alles erleben, das hab ich mir fest vorgenommen, und es ist erstaunlich, was der Mensch alles will, wenn er kann - ich glaube, ich habe mich verschrieben ..."

JOCHEN AQUARELL VON EMIL NOLDE (geb. 1867)

1. Das größte, 300 t schwere Teilstück des Trägerrostes der Frankfurter Friedensbrücke wird von zwei Schwimmkränen auf die Pfeiler gelegt. / Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg (MAN)

MODERNER BRÜCKENBAU

VON Dipl.-Ing. FELIX FREYER

Abmessungen, Form und Wirtschaftlichkeit der neuen Brücken werden nicht allein durch ästhetische Erwägungen und den derzeitigen Stand der Technik beeinflußt. Große Materialknappheit und hohe Materialkosten zwingen den Ingenieur, neue Wege zu beschreiten. Suchte man vor dem letzten Kriege das Eigengewicht einer Brücke dadurch zu verringern, daß man die Fahrbahn möglichst leicht konstruierte, so macht man sie heute außerdem zu einem Teil der Haupttragkonstruktion. Häufig wird die Fahrbahn als Stahlbetonplatte („Verbundplatte") ausgeführt, die Längs-, Quer- und meistens auch Hauptträger der Brücke durch Stahldübel schubsicher verbindet, aber auch als „orthotrope Platte", eine Stahlplatte, die die oben bündig liegenden, längs und quer angeordneten Träger zusammenfaßt.

Die neuen Konstruktionen erfordern neue Berechnungsverfahren. Bisher löste man jedes Tragsystem in Einzelteile auf, um in diesen die Beanspruchungen für sich zu bestimmen. Heute sieht man große Teile des Bauwerkes als etwas Zusammenhängendes und berechnet sie auch als Ganzes. So ist durch Einführung neuer Berechnungsgrundlagen, Berechnungsmethoden, durch bessere Ausnutzung des Materials und konstruktive Maßnahmen eine Einsparung von hochwertigen Baustoffen und damit eine erhebliche Gewichtsersparnis, besonders bei Stahlbrücken, erreicht worden. Fand in den letzten 150 Jahren (seit dem Bau der ersten eisernen Brücke über den Severn bei Coalbrookdale, England, im Jahre 1779) als Bau-

2. und 3. Die Brücke Düsseldorf-Neuß / Oben: Die beiden Hohlkästen, die den Trägerrost bilden, werden im Freivorbau stückweise zusammengesetzt. Unten: Einbau eines der vorher montierten 100 t schweren Mittelstücke. / Hein-Lehmann & Co., Demag, Gutehoffnungshütte, Gollnow & Sohn

4. Die Hängebrücke Köln-Mülheim: Zwei Schwimmkräne hängen die Brückenteile der 315 m langen Mittel

material hauptsächlich das Eisen Verwendung, so begann in den vergangenen Jahrzehnten der Stahlbeton auch im Brückenbau mit in den Wettbewerb zu treten. Hier ist es in jüngster Zeit vor allem der „Spannbeton", mit dem man große Weiten wirtschaftlich überbrücken kann. Aber auch der Stahlbrückenbau hat nach Einführung der Schweißverbindung um 1930 eine bedeutende Entwicklung erfahren.

Bevor der Neubau der nach ihrer Zerstörung behelfsmäßig wiederhergestellten Wilhelmsbrücke in Frankfurt am Main begann, mußten die alte Fahrbahn beseitigt, die Gewölbe und Pfeiler abgetragen, zerlegt und fortgeschafft werden. Nach fünf Monaten konnten die mit Sandstein verkleideten Betonpfeiler für die sieben Brückenlager errichtet werden (man hatte sich für eine Balkenbrücke über fünf Fluß- und drei Vorlandöffnungen entschieden). Während an den Pfeilern noch gearbeitet wurde, kamen die 20 m bis 26 m langen Einzelstücke der Hauptträger schon aus dem Werk auf der Baustelle an. Hier wurden sie zu sieben 134 m und zu sieben 66 m langen Trägerstücken zusammengeschweißt. Nachdem jeweils 4 und 3 Trägerstücke durch Querscheiben zu je einem Teil verbunden waren, lag der gesamte Stromüberbau in vier Teilen zum Einbau bereit. Zwei Mammutschwimmkräne mit einer Tragfähigkeit von je 200 t faßten das erste dieser Riesenstücke, es war das größte mit einem Gewicht von rund 300 t, schwammen zu den Pfeilern (Abb. 1) und setzten es auf die vorbereiteten „Pressen". Nach vier Arbeitsgängen, die ein erregendes Schauspiel boten, war die Stromöffnung mit einer 760 t schweren Stahlkonstruktion überbrückt. Die Montage der kleineren Vorlandöffnungen vollzog sich einfacher. Ein Motorkran hob die 22 m bis 33 m langen Trägerstücke von der Hafenbahn und setzte sie sofort auf Pfeiler und Hilfspfeiler. Der Einbau des gesamten Stahlrostes der Brücke (insgesamt 1115 t) und die Vernietung der aufgesetzten Teile miteinander wurden von 70 Mann in nicht ganz drei Monaten bewerk-

fnung ein. / Gutehoffnungshütte, Klöckner-Humboldt-Deutz, MAN, Stahlbau Rheinhausen, Gollnow & Sohn

stelligt. Dann dauerte es aber vier Wochen, bis aus 6000 qm Holzfläche die Verschalung für die Fahrbahntafel gezimmert war. Nachdem die Stahleinlage montiert war, wurde hochwertiger Beton in die Schalung gepumpt oder mit Kübeln hineingeschüttet. Als der Beton die bestimmte Festigkeit erlangt hatte, wurde die Schalung entfernt. Die überhöht montierte, auf den „Pressen" lagernde Stahlkonstruktion (die Erhöhung war für die Erzeugung von Druckspannungen in der 20 cm dicken Betonplatte der Fahrbahn notwendig) wurde nun abgelassen, ausgerichtet und auf die Lager abgesetzt. Dieselben Arbeitsvorgänge wiederholten sich an dem Überbau des Tiefufers. Dann waren noch die Fahrbahndecke, der Fußwegbelag und die Straßenbahngleise aufzubringen, die Fahrbahnübergänge herzustellen, das Geländer und die Leitungsmasten aufzurichten. Bereits dreizehn Monate nach Baubeginn rollten über die neue, 286 m lange und 30 m breite „Friedensbrücke" - sie erscheint sehr schlank und leicht - die ersten Fahrzeuge.

Beim Wiederaufbau der weitgespannten Rheinbrücke, die einst die Metropole des Westens, Düsseldorf, mit der Stadt Neuß verband, konnten die alten, nur teilweise beschädigten Pfeiler der 1945 zerstörten Fachwerkbrücke mitverwendet werden. Man entschied sich deshalb für eine Balkenbrücke. Eine öffentliche Ausschreibung ergab, daß eine „Deckbrücke" mit ungehinderter Sicht wirtschaftlich, statisch und baulich einwandfrei und verkehrstechnisch günstig ist. Ein riesiger Trägerrost, bestehend aus zwei Hohlkästen, die durch sieben Querträger verbunden sind, spannt sich über 412 m hinweg (drei Stromöffnungen: 103-206-103 m). Durch die ellipsenförmig geschwungenen Untergurte der Kästen ergibt sich eine wechselnde Steghöhe von 4,8 m an den Brückenenden, 7,8 m über den Pfeilern und 3,3 m im Scheitel der Brücke. Als Material wurde weitgehend ein erst in den letzten Jahren entwickelter, hochwertiger, schweißunempfindlicher Baustahl verwandt. Die Fertigung in der

5. Die Spannbetonbrücke in Worms (Nibelungenbrücke): Ein Arm der Mittelöffnung entsteht im Freivorbau. / Dyckerhoff & Widmann

Werkstatt erfolgte nach genau durchdachten Zusammenbau- und Schweißplänen. Aber die sonst übliche Vormontage der Hauptträger, der Kästen also, oder sogar der ganzen Brücke in der Werkstatt konnte wegen Platzmangels nicht vorgenommen werden. So transportierte man auf Spezialwagen bis zu 23 m lange und bis zu 8 m breite Teilstücke der Kastenwände zur Baustelle. Hier hoben Portalkräne die flach ankommenden Trägerteile in die senkrechte Lage und stellten sie auf Transportwagen, die auf Straßenbahnschienen bis an die Einbaustelle vorgezogen wurden. Von je einem Vorbaukran auf beiden Brückenseiten wurde der Einbau gleichzeitig vorgenommen (Abb. 2). Die Konstruktion der Seitenöffnungen setzte man größtenteils sofort auf Hilfspfeiler; den weitaus überwiegenden Teil der Strombrücke jedoch montierte man im Freivorbau ohne jede Behinderung der Schiffahrt. Stück für Stück wurde angesetzt, bis nur noch die Mittelteile der beiden Hohlkästen fehlten. Beinahe hundert Meter lange Arme ragten von beiden Pfeilern zur Flußmitte. Dann baute man die Vorbaukräne ab und fuhr sie auf Transportwagen zurück. Neue Vorrichtungen zum Hochziehen der beiden 21 m langen und 100 t schweren Mittelstücke wurden errichtet. Messungen bestätigten, daß die freiragenden Arme gleich hoch lagen; das war für einen reibungslosen Einbau des letzten Trägerteiles entscheidend. Inzwischen fügte man stromab auf einem günstigen Bauplatz die Mittelstücke zusammen. Ein Floß nahm zuerst das Mittelstück des Oberstromkastens auf. Zwei Schlepper zogen die Last stromauf bis an die Einbaustelle. Hier hoben vier Flaschenzüge den Kasten in die richtige Lage (Abb. 3). Um den verbliebenen Spalt zwischen den Mittelstücken und den Armen zu schließen, wurde mit hydraulischen Pressen eine Brückenhälfte herangezogen. Das Bohren, Verschrauben und Abnieten erfolgte mit Rücksicht auf Temperaturschwankungen bei Nacht.

Achtzehn Monate nach Erteilung des Auftrages konnte die weitest gespannte Balkenbrücke über den Rhein dem Verkehr übergeben werden. Die stattliche Zahl von 1940 Seiten Festigkeitsberechnungen und 350 Blättern Konstruktionszeichnungen, ohne die Berechnungen und

Zeichnungen für die Montage, sind angefertigt worden. Insgesamt wurden 10 259 t Stahl verbaut, 200 km Werkstattschweißnaht gezogen, 350 000 Baustellennieten geschlagen und 125 000 qm Fläche mit einem Schutzanstrich versehen.

Köln, die brückenreichste Stadt am Rhein, wählte zur Wiederherstellung der Straßenverbindung nach Mülheim traditionsgemäß eine Hängebrücke. War das 1927 bis 1929 erstandene Bauwerk eine Kabelbrücke, bei der die Kabelkräfte in die Versteifungsträger geleitet wurden, so wurde nun eine echte Hängebrücke gebaut. Riesige Verankerungspfeiler, die geräumiger und höher als ein fünfstöckiges Haus sind, nehmen die Kräfte aus den Seilen auf. Im Entwurf sind alle technischen Fortschritte berücksichtigt. Ein Vergleich der Gewichte beider Brücken zeigt die Entwicklung am deutlichsten. Bei etwa gleicher Stützweite betrug das Stahlgewicht der alten Hängebrücke 12 890 t, das der neuen dagegen nur 5810 t.

Die Montage dieser in der Mittelöffnung 315 m weit gespannten Brücke erforderte besonders gründliche Vorbereitungen. Links- und rechtsrheinisch wurden ausgedehnte Bau- und Lagerplätze mit Arbeitsbühnen eingerichtet. Über 50 m hohe Portalkräne mit längerer Kranbahn standen zum Aufbau der Pylonen, zum Einlegen der Tragseile und zum Einbau der Seitenöffnungen bereit. Beim Bau war die Reihenfolge Pylonen, Tragkabel, Hängeseile, Versteifungsträger einzuhalten. Die Arbeiten am Kabel in windiger Höhe über dem Fluß sind gefahrvoll. Deshalb wurde ein Hilfssteg aus Drahtgeflecht von 2,4 m Breite gebaut, der das Ziehen der Tragseile, das Ausrichten und Anbringen der Hänger erleichterte. Zunächst wurde je ein Seil gezogen. Infolge ungünstiger Temperaturverhältnisse gestaltete sich die Vermessung dieser ersten Richtseile sehr langwierig und zeitraubend. Nach sechs Wochen waren die beiden Kabel mit je 37 Seilen von je 61,75 mm Durchmesser gespannt und verlegt. Die Kabelschellen wurden angebracht, die das Seilbündel zusammenhalten und gleichzeitig die Hänger für die einzelnen Brückenteile aufnehmen. Inzwischen hatten die Portalkräne in den Seitenöffnungen den Versteifungsträger eingelegt. Den Einbau der übrigen Brückenteile nahmen zwei mächtige Schwimmkräne vor. Die auf einer Bühne in drei Arbeitsgängen zusammengesetzten Trägerstücke wurden zu den Schwimmkränen gezogen, von diesen gefaßt, zu den Einbaustellen geschwommen und eingehängt (Abb. 4). (Der Einbau in der Hauptöffnung beginnt in der Mitte und wird abwechselnd links und rechts fortgesetzt.) Die Einzelteile durfte man aber erst endgültig zusammenschließen, nachdem auf die ganze Brücke Ballast gebracht, die Länge der Hänger durch Vermessungen genau festgelegt und das Bauwerk ausgerichtet war. Flutöffnungen, Deichbrücke und Rampen wurden gleichzeitig mit der Errichtung des Stromüberbaues instand gesetzt und verstärkt. In dreiundzwanzig Monaten seit Beginn der Gründungsarbeiten war ein Bauwerk entstanden, das einen Meilenstein im Großbrückenbau bedeutet.

In Worms entstand an Stelle der gesprengten Stahl-Fachwerk-Bogenbrücke die neue Nibelungenbrücke in Spannbeton. Vier statisch bestimmte, im Freivorbau errichtete „Kragträger" strecken ihre Arme über drei Felder von 101-114-104 m Weite. Sie bestehen aus zwei Hohlkästen, die von der Betonfahrbahntafel verbunden werden. Den Beanspruchungen entsprechend steigt die Höhe der Kästen vom Ende zu den Pfeilern hin an.

Man stellte zuerst einen Strompfeiler und ein Widerlager gleichzeitig fertig. Dann begann der „Freivorbau": mit Hilfe verschiebbarer Gerüste und Schaltafeln aus Holz, die nach achtzehnmaligem Gebrauch erneuert werden mußten, betonierte man jeweils drei Meter lange Brückenteile in fünf bis sieben Tagen einfach ins Freie hinaus (Abb. 5). Der hochwertige Beton wurde aus einer Mischanlage zugeführt, die in einem Kahn aufgestellt war. Nach dem Erhärten des Betons wurden in jedem neuen Brückenstück die stählernen Spannstäbe, die in diesem Bereich enden, „gespannt" und verankert. Dadurch verband sich jeder Teil mit dem vorhergehenden. Die Herstellung einer einwandfreien Verbindung der Stahlstäbe mit dem Beton wurde durch Einpressen von Zementleim in die Hüllrohre, in denen sie geführt werden, erreicht. Das Verfahren des Freivorbaues hatte den Vorteil, daß man sehr hohe Gerüst- und Schalungskosten sparte und daß die Schiffahrtsöffnung während der ganzen Bauzeit frei blieb. Ein Vorsprung, den der Stahlbau lange Zeit durch die Montage im Freivorbau besaß, war hier vom Stahlbeton eingeholt. - Auch die in Spannbeton neu erstandene Nibelungenbrücke in Worms beweist, daß Einfachheit und Fortschritt, Schlichtheit und Eleganz in der Technik wohl vereinbar sind.

Zeichnungen von Fritz Kück

AUF DER STRASSE NACH BUNDOON

ERZÄHLUNG VON ZANA VERA WEBB

Die Sonne stand schon tief, und der lange Marsch auf der Straße durch den Busch hatte mich müde gemacht. Aber von meinem Ziel, dem Städtchen Bundoon, war noch immer nichts zu sehen. Die letzte Menschenseele, der ich begegnet war, hatte gemeint, es wäre noch drei Meilen weit, aber seither war ich gut vier Meilen dahingetrottet.

Es sah nicht danach aus, als würde ich rechtzeitig zum Abendbrot eine Herberge erreichen. Der Hunger zwickte mich und vermehrte mein Unbehagen. Ich fragte mich, ob überhaupt Aussicht bestünde, noch an diesem Abend zu einem Unterschlupf und etwas Essen zu kommen, als ich an der Straße vor mir ganz unerwartet den Rauch eines Feuers aufsteigen sah. Näher gekommen, sah ich nicht eines, sondern, etwa zwanzig Meter voneinander entfernt, zwei Lagerfeuer.

Ein Hund schlug an, als ich herankam, also hielt ich es für geraten, einen Gruß hinüberzurufen: „Hallo, hallo!" Ich blieb stehen und lugte den Hang hinunter. Aus dem Dunkel um das erste Feuer kam eine Antwort: „Hallo, Gesell!" Dann, wie ein Echo, kam vom zweiten Feuer eine tiefere Stimme: „Hallo, Gesell!"

Vom Straßenrand aus beobachtete ich das erste Lager. Ein alter, von Wind und Wetter gezeichneter Mann, mit einem Gesicht wie Mahagoni und einem zerknüllten Filzhut auf einer dicken Mähne ergrauenden Haares, kauerte am Feuer und briet auf einem Drahtgitterrahmen Hammelrippchen. Der Geruch, der zu mir heraufstieg, steigerte meinen Hunger zu Tantalusqualen. „Wie weit ist es nach dem Städtchen?" fragte ich.

Der Alte überlegte: „Bundoon? Tja, schätzungsweise drei Meilen."

Mein Herz setzte aus. „Drei Meilen?" sagte ich. „Aber wieso denn? Vier Meilen zurück sagte mir ein Farmer, es wären von dort noch drei Meilen. Ich bin sicher, seither vier Meilen gewandert zu sein." - „Wenn du nach Bundoon willst, Gesell, auf der Straße da sind's noch zwei und eine halbe Meile", kam die Stimme vom anderen Feuer. Ich wandte mich um und warf einen Blick auf die vom Rauch verhüllte Gestalt.

„Hör nicht auf ihn", sagte der erste Mann mit einem verachtungsvollen Zischen. „Er weiß nicht, wovon er redet." Und lauter, wie um den andern herauszufordern: „Drei Meilen, Gesell, nicht mehr und nicht weniger." Wie das Flüstern eines Gespenstes kam der Ruf vom ferneren Feuer: „Zwei und eine halbe." - Wie weit es auch sein mochte, die Wanderung nach dem Städtchen überstieg meine Kräfte. „Jedenfalls", sagte ich und blickte von einem zum andern, „hab ich für heute genug. Ich glaub nicht, daß mich meine Füße nur noch eine Meile weit tragen."

Der alte Bursche am Feuer unter mir wendete die Hammelrippchen. Der Hund, neben ihm kauernd, leckte sich die Schnauze. „Bleibst besser hier für die Nacht, Gesell", sagte der Mann mit dem Drahtgitterrahmen. „Komm, probier die Rippchen da!"

Ehe ich hatte antworten können, kam die Stimme vom anderen Feuer: „Hab einen Schmortopf hier, Gesell, und wenn du Lust hast..." Offenbar lagen die zwei alten Burschen in irgendeiner Art Fehde miteinander. Ich wollte keinen kränken und rief zum anderen Lager hinüber: „Der Bruder da hat mich zu seinen Hammelrippchen eingeladen. Vielleicht gibst du mir einen Becher von deinem Tee." - „Wie du willst."

Ich klomm den Hang zum ersten Feuer hinunter. Die Hammelrippchen schmeckten ausgezeichnet. Während wir aßen, spann der Alte sein Garn, als wäre der Mann am anderen Feuer überhaupt nicht auf der Welt. Der Hund jedoch trottete von einem Lager zum andern, bekam einen Brocken hier, einen Knochen dort. Schließlich ging ich hinüber.

„Gibt nichts Besseres als meinen Tee", begrüßte mich der Mann. Er war groß, mager, ein alter Mann mit sandfarbenem Haar, dessen Backenknochen mich an die Flanken einer uralten Kuh erinnerten. Er goß den Tee aus seinem verbeulten Kessel in einen ebenso formlosen Becher, reichte ihn mir und trank selbst vom Kesselrand. Wir redeten, und der Mann am anderen Feuer schien meilenweit weg zu sein.

Für die Nacht richtete ich mich so ein, daß meine Ruhestatt auf halbem Wege zwischen den beiden Lagern lag. Ich war neugierig, was der Hund tun würde. Ich beobachtete ihn, wie er von einem Feuer zum anderen äugte; dann richtete er sich an dem ein, das wärmer

zu sein schien und zufällig dem Sandhaarigen gehörte. Aber als ich beim Morgengrauen erwachte, hatte er sich an der verglimmenden Asche des anderen Feuers zusammengerollt. Als ich mich aus den Decken wickelte, war der Grauhaarige gerade dabei, sein Feuer wieder anzufachen. „Ich wasch mich bloß schnell am Bach unten", sagte ich, „und dann komm ich zu dir." Als ich zurückkam, kochte das Wasser. - „Du kannst den Tee haben, wenn du magst", sagte er alte Bursche.

Als er den Kessel vom Feuer nahm, gab es eine Bewegung im anderen Lager. Ich warf einen Blick auf den Sandhaarigen. „Willst du deine Eier hart oder weich?" fragte der. „Hm, mittel - danke." - Ich trank den heißen schwarzen Tee; die zwei starrsinnigen Alten taten mir leid. Kein Zweifel, beide waren einsam und froh, daß ich zu ihnen gestoßen war, und doch: miteinander wollten sie nichts zu schaffen haben. Ich neigte mich vor und wandte mich an den Alten, der seinen Tee schlürfte: „Warum könnt ihr beiden nicht Freunde sein?" fragte ich.

Der kleine alte Mann leerte seinen Becher und fuhr sich mit dem Handrücken über den Mund. „Haben genug voneinander", sagte er. „Nehme an, wir waren zu lange zusammen. Gehn einander auf die Nerven." - „Aber wär's dann nicht besser, wenn ihr ganz auseinanderginget?" - Der Alte schüttelte den Kopf. „Können wir nicht", sagte er. „Der Hund ist ja da." Ich sah mir den Köter an, der weder ein Foxterrier noch ein Cocker-Spaniel war, sondern etwas dazwischen. „Wem gehört er?" fragte ich.

Der Alte warf einen zärtlichen Blick auf den Köter. „Uns beiden. Vergangenes Jahr wollten wir jeder seinen eigenen Weg gehen, Bill und ich. Und der, dem Fleck folgte, sollte ihn behalten. Aber es klappte nicht." - „Wie das?" fragte ich.

Der Alte riß einen Grashalm aus dem Boden und begann nachdenklich daran zu kauen. „Tja, siehst du, der Hund gehört uns, seit er ein Welpe war. Wir klaubten ihn auf der Straße auf und pflegten ihn durch eine Staupe, durch die ihn kein Engel durchgebracht hätte. Wir halten beide große Stücke auf diesen Hund."

„Sieht aus, als hielte er auch große Stücke auf euch", sagte ich.

Der Alte nickte. „Ja, das fanden wir heraus, als wir uns trennen wollten." Er sog an dem Gras, als könnte er irgendeine Eingebung herausholen. „Das ist jetzt nahezu ein Jahr her. Ja, wir marschierten auf der großen Landstraße. Ich zog nach Norden, Bill nach Süden."

„Und wem folgte Fleck?" fragte ich.

„Mir folgte er", sagte der Alte. „Und Bill tat mir geradezu leid. Aber als ich oben am Hügelkamm war und mich umwandte, rannte Fleck, als hätte er den Teufel hinter sich, hügelabwärts hinter Bill her. Ich zog weiter und - ja, ich fühlte mich ein wenig verlassen. Am selben Abend, ich wickelte mich gerade in meine Decken - wer beschnüffelt mich da? Es war Fleck! Reichlich ausgepumpt war er. Ich gab ihm was zu trinken und zu fressen, und dann legte er sich hin und schlief wie ein Stück Holz. Aber als ich am Morgen erwachte, war er fort."

„Wahrscheinlich zurück zu Bill?" - Der Alte nickte. „Klar, daß Fleck das nicht aushalten konnte, also packte ich mein Bündel und zog den Weg zurück. Und dicht an der Stelle, wo wir uns getrennt hatten, treff ich Bill, der mir entgegengeht. Und an seinen Fersen Fleck, halb verrückt vor Freude, uns wieder zusammen zu haben. Bill und ich mußten für ein paar Tage länger ein Lager aufschlagen - dort, wo wir gerade waren -, bis Fleck ausgeruht war. Wir brachen auf - in der gleichen Richtung."

Der Hund, der gespürt haben mußte, daß von ihm die Rede war, hatte sich herangeschoben, aber dann rührte sich etwas im Lager drüben; im nächsten Augenblick war er auf dem Weg zum Frühstück mit dem Sandhaarigen.

Die Eier waren fertig. Ich lehnte einen zweiten Becher Tee ab und ging zu Bills Lagerfeuer hinüber. Ich frühstückte mit ihm, während Fleck zuerst das eine und dann das andere Lager mit seiner Kundschaft beehrte. - Kaum war das Essen vorüber, packten die zwei Alten. Ich nahm von jedem separat Abschied, dankte ihnen für ihre Gastfreundschaft und zog los. „Hast ungefähr drei Meilen vor dir", sagte der kleine alte Mann. - „Zwei und eine halbe", knurrte der andere. - Wieder auf der Straße nach Bundoon warf ich einen Blick zurück. Bill, sein Bündel auf dem Rücken, den Teekessel in der Hand, schlenkerte mit den Armen. Ein paar Schritte hinter ihm marschierte im gleichen Tempo sein Gefährte. Und hin- und herlaufend, bald hinter dem einen, bald hinter dem anderen Mann, rannte der Hund, der die Gemeinschaft zusammenhielt.

Aus dem Englischen von Joseph Kalmer

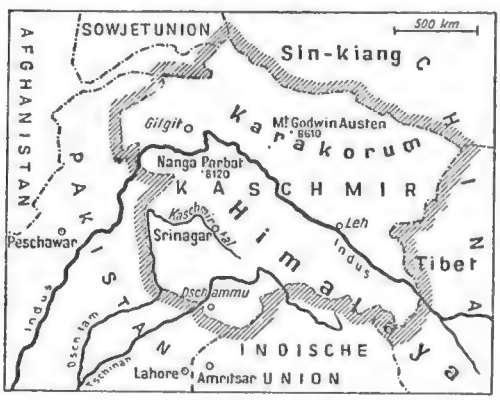
Kaschmir - das indische Paradies

VON HENRY TUCHEL

Am 14. August 1947 fand die britische Herrschaft in Vorderindien ihr Ende; und da die hundert Millionen Mohammedaner Indiens befürchteten, die dreihundert Millionen Hindus würden ihnen ihr religiöses und sprachliches Eigenleben nicht gestatten, setzten sie mit Erfolg die Teilung des Landes durch. So entstanden als unabhängige Republiken die Indische Union und Pakistan. Aber es war bei der Grenzziehung nicht zu vermeiden, daß vierzig Millionen Moslems in der Union und zwanzig Millionen Hindus in Pakistan verblieben. Der hinduistische Maharadscha von Kaschmir nun herrschte vor allem über Mohammedaner, und er entschied sich sehr schnell für die Hindu-Union, und diese schickte noch im Jahre 1947 ihre Soldaten und ihre Beamten. Damit aber waren die mohammedanischen Kaschmiren nicht einverstanden. Sie suchten Waffen zusammen und begannen, unterstützt von Pakistan, gegen die Hindus einen handfesten, oft mörderisch unbarmherzigen Krieg, der ein Jahr lang die Welt in Atem hielt - der in Kaschmir aber auch heute noch nicht beendet ist.

Man scharmützelt noch ab und zu, wenn auch die indischen und pakistanischen Staatsmänner nebenbei versuchen, sich über den Zankapfel zu einigen. Jedenfalls ist Kaschmir heute zu zwei Dritteln von der Union und zu einem Drittel von Pakistan okkupiert, hier und da gibt es in diesem vom Himalaya durchzogenen Bergland - der Nanga-Parbat liegt in seinen Grenzen - Gebiete, wo von jeher und auch heute die kräftigste Faust regiert. So ist Kaschmir der Welt auf dem Umweg über das „Kaschmir-Problem" bekannt geworden, und es hätte dabei alle Chancen gehabt, sich als das „indische Paradies" dem Bewußtsein der Welt einzuprägen.

Wir sagen Kaschmir - aber nur ein Teil des Gebietes, das wir damit meinen, trägt diesen Namen. Vor hundert Jahren meuterten hier wieder einmal die indischen Truppen, und der benachbarte Fürst von Dschammu stellte sich mit der Streitmacht seines kleinen Landes auf die Seite der Engländer. Mit Kaschmir wurde er dann dafür belohnt. Doch der Name des Landes, das auf diese Art „verkauft" wurde, wie die Kaschmiren den Vorgang bis auf den Tag noch nennen, siegte, und heute, da der Geograph sagt, Kaschmir umfasse zweihundertvierzigtausend Quadratkilometer, beinahe soviel wie Westdeutschland, schließt der Name nicht nur zwei ehemalige Fürstentümer - Kaschmir und Dschammu -, sondern auch eine sechsmal so große Grenzprovinz ein, die durch unübersteigbare Gebirgszüge ebenso sicher gegen China und Rußland geschützt ist wie gegen die Provinzen der indischen Landsleute. - So kann sich der Reisende nur auf sehr beschwerliche Weise umsehen im Lande Kaschmir. Wie den viereinhalb Millionen Einwohnern ist auch ihm vor allem nur das Maultier als Beförderungsmittel geboten, wenn er sich nicht auf seine Beine verlassen will, die aber ein hochalpines Training hinter sich haben müssen. Und dennoch ist Kaschmir ein Paradies: Während des kurzen Sommers hat der Schnee sich auf den beiden Paßstraßen, die von Pakistan her in das Land führen, verflüchtigt, und man wird mit einem geländegängigen Auto - Eisenbahnen besitzt dieses Land nicht - zur Hauptstadt Srinagar reisen, zur „heiligen Stadt", die im Tal des Flusses Dschilam liegt, jenem „Kaschmir-Tal", das auf ihren



Srinagar, die Hauptstadt Kaschmirs: ein Teil der Altstadt wird von den Wassern des Dschilam durchflossen

Plakaten zu vermerken, die Reisebüros der Welt sich versagen müssen, bevor nicht das Kaschmirproblem gelöst ist. Hier, links und rechts - es mögen fünfzig Kilometer dazwischenliegen - ragen schneebedeckte Berge in den Himmel. Und im Tal breiten sich Obstgärten aus, Äpfel in nie gesehener Fülle werden gepflückt, weiße Kirschen und rote Mandeln und Pfirsiche. Reisfelder ziehen sich in Terrassen die Berghänge hinauf, und aller Reichtum dieser zu den fruchtbarsten Gebieten der Erde gehörenden Landschaft scheint sich in den Seen zu spiegeln, die neben dem Dschilam das Tal schmücken, und von deren Ufern die Blüten der Lotosblumen leuchten - Symbole der Erde und der Schönheit.

Wer will dieses paradiesische Tal ausmessen? Es erstreckt sich so lang hin, wie man seine Schönheit anerkennt. Der Reisende, den das Erlebnis hierhertreibt und nicht ein Vermessungsauftrag, wird es 170 km weit abschreiten. Die Obstgärten mögen aufhören, aber da sind Almen, Matten (Hunderte von Schaf-, Ziegen- und Büffelherden ziehen des Sommers von einem Weideplatz zum anderen), und da sind riesige Tannen-

Teppichweberei, einer der wichtigsten Industriezweige. – Wie alle Moslems bevorzugt der kaschmirische Raucher die Wasserpfeife

wälder, an den Seen Weiden und Eschen, und man wird Bären schießen und Gemsen und vielfältiges Wassergetier und in den Berghängen Edelweiß suchen. Die Sommersonne verbreitet in diesem Tal, obgleich es fast 1500 m hoch liegt, eine heftige Hitze, und die Nacht folgt dann mit empfindlicher Kälte. Und der diese Temperaturschwankungen ungewohnte Fremde tut gut daran, am Abend in menschliche Behausungen zurückzukehren. Aber er braucht beim Anblick der Riesenstadt Srinagar, die 400 000 Menschen beherbergt, nicht zu erschrecken. Die brüchigen alten Holzhäuser und der stinkende Unrat, die das Bild der Stadt bestimmen, wollen ihm nicht Herberge sein. Wohl machen Seen und Flußarme, in die Kaschmirs Hauptstadt gleich Venedig zum Teil hineingebaut ist, dieses Bild ein wenig freundlicher, wenn sich auch hier Schmutz auf primitiven Wohnbooten ausbreitet. Die

Gabhas, die billigen gestickten Teppiche, werden vor dem Verkauf gewaschen

Moslems vor der überfüllten Moschee im Gebet

Sommerpaläste indischer Fürsten, die Verwaltungspaläste und die Häuser der wenigen Hotels stehen dazwischen als Verkörperungen eines mitleidlosen Reichtums, denn auch die einstöckig bewohnten Steinhäuser der Stadt schließen sich von der Armut nicht aus. So wird man sich gern eine Shikara, eine Gondel, mieten und hinausfahren aus dem Häusermeer zu einem der Seen, und man wird sich in einem Hausboot schlafen legen, das man hier dem Fremden sozusagen als Hotelzimmer vermietet. Aber als ein Hotelzimmer eigener Art: diese Boote bieten mehrere, prunkvoll ausgestattete Räume, eine zahlreiche Dienerschaft steht zur Verfügung, eine schwimmende Küche schaukelt daneben. Der Reisende ist ein König, dem sich jeder Wunsch für wenig Geld (das in einem mittleren europäischen Hotel gerade zur Übernachtung reichen würde) erfüllt.

Für die Fremden warten wie im übrigen Indien auch in Kaschmir und vor allem im Kaschmirtal die prunkvollen Gärten der Mogul-Kaiser, der einstigen Herren Indiens. In ihren Residenzen suchten sie die Erinnerung an ihre hoch-

Die zahlreichen Täler Kaschmirs sind von großer landschaftlicher Schönheit

Frau aus Kaschmir

gebirgige Heimat jenseits des Hochplateaus von Pamir Gestalt werden zu lassen. Kaschmir jedoch schien heimatgleich zu sein, und sie bauten sich vor allem im Tal des Dschilam ihre Sommerpaläste. Die sind heute verfallen, aber die kilometerweiten Parkanlagen mit ihren tausendgestaltigen Pavillons und ihren tausendfältigen Wasserspielen, mit ihren Blumen und mit ihren uralten Bäumen sind erhalten geblieben.

Doch das alles ist der tote Reichtum Kaschmirs, der sich in vielen paradiesischen Tälern wiederholt. Reichtum anderer Art ist der unendliche Fleiß und das große handwerkliche Können seiner Einwohner, die, obzwar braun getönt, überraschend europäische Züge tragen und die oft nur der Turban als Einheimische erkennen läßt. Die Forscher sind sich über ihre Herkunft nicht recht einig; manche sehen in den Kaschmiren Reste der nach Indien eingewanderten Arier. Und der Reisende glaubt fest daran, besonders wenn ihm die schönen, mitunter blauäugigen Frauen des Landes begegnen. Doch es enttäuscht ihn, daß nicht die Frauen es sind, die die zierlichen und phantasievollen Stickereien auf Tischtüchern und Vorhängen

Ein Kaschmire mit der typischen Hakennase

gearbeitet haben, die in der Unzahl von Basaren feilgeboten werden. Die Männer sind hier die großen handwerklichen Künstler, sie weben nach uralten Mustern die Teppiche, die dann oft als „echte Perser" in der Welt gehandelt werden; aus Teppichresten, die neuversponnen werden, zaubern sie die Gabhas, die gestickten Teppiche. Sie weben die berühmten Wollschals mit den gestickten Borten und ihre begehrten Seidenwaren - Schmuck aus Stoff. Auch aus Holz, Silber und Papiermaché entstehen unter ihren Händen zierliche und verspielte Kostbarkeiten. Doch die Menschen bleiben arm, ob sie nun in den dunklen Fabriken der Hauptstadt arbeiten oder selbständig in ihren Häusern. Gewitzte Händler bestimmen die Preise, und es würde in Kaschmir eine Revolution anheben, wenn die Bewohner wüßten, zu welch hohen Preisen man ihre Erzeugnisse weiterverkauft.
Die Eisenerz- und Kohlevorkommen des Landes sind unerschlossen. Pakistan möchte sie gern ausbeuten und auch die Gewässer regulieren, um sein Pandschab-Gebiet zu bewässern. Das ist die andere Seite des Kaschmir-Problems, bei der es nicht um die Menschen, die dort leben, geht, sondern um wirtschaftliche Vorteile. Und die Indische Union handelt sicher auch nicht nur nach menschenfreundlichen Gesichtspunkten, wenn sie sich jetzt erbietet, den Kaschmiren durch das Himalaya-Massiv an einer günstigen Stelle einen Tunnel zu schlagen, der den an China grenzenden Teil Kaschmirs (mit den Handelsstädten Gilgit und Leh) dem Süden des Landes verkehrsmäßig anschließen soll; bisher führte ein nur zwei Monate im Jahr schneefreier Maultierpfad hinüber.
Die Erinnerung läßt sich nicht durch Meldungen zerstören. Es heißt, daß Kaschmir und besonders das Kaschmirtal verwüstet und geplündert sein sollen im Gefolge der jüngsten Kriegshandlungen, in die sich räuberische Stämme der Grenzgebiete, ohne Rücksicht, ob hier ein Hindu wohnte oder da ein Moslem, einmischten, um gute Beute zu machen. Doch man wird die Seen nicht zugeschüttet und die Berge nicht abgetragen haben. Und so werden die Kaschmiren eines Tages in Ruhe wieder ihre Wasserpfeifen rauchen, und der Reisende, den heute die beiden Obrigkeiten des Landes nicht gern sehen, wird wiederkehren können - ins indische Paradies.

WARUM ANGST VOR DEM »ATOM«?

VON Prof. Dr. OTTO HAHN

Das Wort „Atom", von atomos = unteilbar hergeleitet, hat im Laufe seines langen Lebens seltsame Wandlungen durchgemacht. Im fünften Jahrhundert vor Christi von Demokritos von Abdera zum erstenmal geprägt, wurde es lange vergessen, und erst im letzten Jahrhundert erhielt es den Platz, den ihm sein Name zuwies.
Die imponierende Entwicklung der systematischen Forschung, sowohl der Physik wie der Chemie, im 19. Jh. schien eine lückenlose Bestätigung seines Namens zu erbringen: seiner Eigenschaft als kleinster unteilbarer Bestandteil unserer materiellen Welt.
Aber das Jahrhundert war noch nicht zu Ende, da fing das festgefügte Gebäude der Atomlehre schon zu wanken an. Mit der Entdeckung der Radioaktivität durch Henri Becquerel, mit der Herstellung des Radiums durch das Ehepaar Curie mußte man erkennen, daß es zumindest einige chemische Elemente gibt, deren Atome inneren Umwandlungsprozessen unterliegen. Die zunächst so rätselhaften „Strahlen" der radioaktiven Elemente entpuppten sich in ihren wichtigsten Vertretern, den α-Strahlen, als Heliumatome, die aus den radioaktiven Atomen ausgeschleudert wurden. Das Radium selbst konnte als Zwischenglied einer langen Kette von Atomumwandlungen erkannt werden, bei denen die schwersten in der Natur vorkommenden Elemente, das Uran und das Thorium, allmählich in Blei übergehen.

Die Atome der radioaktiven Elemente waren also nicht mehr die kleinsten unteilbaren Teilchen, von denen der Name „Atom" herrührte.
Und kaum 20 Jahre später wies der berühmte englische Physiker Rutherford nach, daß auch unsere gewöhnlichen chemischen Elemente ineinander verwandelt werden können. Durch die Einwirkung von schnell bewegten Heliumteilchen auf den Stickstoff wandelt sich dieser in Sauerstoff um, wobei für das eingeschossene Heliumteilchen ein Wasserstoffteilchen abgegeben wird. Die umgewandelten Mengen lagen allerdings weit jenseits der Wägbarkeit oder Sichtbarkeit; aber dank der auch den Nachweis einzelner Atome ermöglichenden physikalischen Methoden waren die Ergebnisse so sicher, als hätte es sich um wägbare Mengen gehandelt.
Das Atom selbst war inzwischen auch schon auf anderem Wege als ein zusammengesetztes Gebilde erkannt worden, das aus dem, im Verhältnis zum Gesamtatom räumlich winzig kleinen, positiv geladenen Atomkern und den das Atom umkreisenden negativ geladenen Elektronen zusammengesetzt ist. Dabei fand man, daß die Atomkerne selbst aus den positiven Wasserstoffkernen und den 1932 entdeckten ungeladenen Neutronen (ebenfalls mit der Masse des Wasserstoffs) bestehen.
Mit diesen Neutronen konnten nun noch sehr viel mehr künstliche Atomumwandlungen gemacht werden als mit den vorher benützten Heliumkernen. Zahlreiche künstliche radioaktive Elemente konnte man gewinnen, aber zunächst immer nur in unwägbaren Mengen. Dies änderte sich durch die Ende 1938 von Hahn und Straßmann aufgefundene Zerspaltung des höchsten in der Natur vorkommenden Elements, des Urans, in mittelschwere Elemente und durch die zuerst von französischen Forschern nachgewiesene Erkenntnis, daß bei dieser Zerspaltung des Urans mehrere Neutronen zusätzlich frei werden, wodurch sozusagen die Munition für weitere Spaltungen des Urans geliefert wird.
In großen komplizierten Anlagen, Uran-Piles oder Atommeilern oder Kernreaktoren, konnten diese zusätzlichen Neutronen dazu verwendet werden, die Spaltprozesse durch eine sogenannte Kettenreaktion ins Ungemessene zu steigern und gleichzeitig ein neues Element jenseits Uran, das Plutonium, zu gewinnen, das als Material für die Atombombe dient.
Durch diese Atombombe hat nun unser an sich so kleines, ungefährliches Atom einen sehr bösen Leumund bekommen. Es ist in der Öffentlichkeit bekanntgeworden, daß auch Deutschland beabsichtigt, einen sogenannten Atommeiler zu bauen, wenn die bisher noch bestehenden einschränkenden Bestimmungen der Besatzungsmächte aufgehoben sind. Und schon melden sich die Stimmen, die rufen: „Also wollt ihr auch in Deutschland Atombomben machen." Nichts ist irrtümlicher als dies. Auch während des Krieges kam die Herstellung von Atombomben in Deutschland nicht in Frage. Dazu war Deutschland gar nicht in der Lage, und den an den Atomarbeiten beteiligten Physikern wurde die schwere moralische Belastung erspart, diese gewaltigen Zerstörungsmittel herzustellen zu versuchen.
Der Uranbrenner oder Kernreaktor, der die Zerspaltung der Atome in einer Kettenreaktion nutzbar macht, ist vielmehr an den meisten Plätzen der Welt, wo es bisher solche gibt oder wo eine Anlage geplant ist, eine durchaus friedliche Unternehmung.
Bisher haben überhaupt nur drei Länder in der Welt Atombomben, und zwar die Vereinigten Staaten, Rußland und - in bescheidenem Maßstab - auch England. Dagegen arbeiten Atombrenner oder Kernreaktoren bereits in Frankreich, Kanada, Schweden, Norwegen. Geplant oder im Bau sind welche in Belgien, den Niederlanden, Brasilien, Indien, Neuseeland und Australien.
Keines dieser Länder beabsichtigt, Bomben zu machen, wohl aber die in den Atomkernen schlummernden Kräfte als Wärme- und Kraftquellen zu entwickeln und die in den Atomreaktoren in außerordentlicher Stärke gewinnbaren künstlich radioaktiven Substanzen herzustellen.
Zu dieser „friedlichen" Verwendung noch ein paar Worte. Die in den Atommaschinen produzierte Wärme kann heute schon technisch nutzbar gemacht werden und kann damit unmittelbar andere Wärmequellen ersetzen. Schwieriger wird es, wenn man die Wärme zur Erzeugung von elektrischem Strom verwenden will. Um hier einen guten Nutzeffekt zu erzielen, braucht man ziemlich hohe Temperaturen. Diese könnten in den Reaktoren, den Atombrennern, leicht eingestellt werden, wenn das Material der Anlagen

solche hohen Temperaturen erlaubte. Man muß noch Erfahrungen sammeln, aber es besteht kein Zweifel, daß diese technischen Schwierigkeiten in nicht allzu ferner Zeit behoben werden. Wenn das gelungen ist, dann werden wir neben unseren bisherigen natürlichen Kraftquellen Kohle, Öl und Wasserkraft auch die aus der Zerspaltung der schweren Atomkerne nutzbar zu machenden Energiequellen zur Verfügung haben.

Aber wichtiger als diese noch in der Zukunft liegenden Aussichten sind die heute schon voll bestehenden Möglichkeiten, künstlich radioaktive Elemente in praktisch beliebig hoher Intensität zu gewinnen. Diese künstlich radioaktiven Elemente sind es, die heute schon in dauernd steigendem Ausmaße für viele Zweige der Biologie, der Medizin, der Chemie, der Metallkunde Verwendung finden. Durch ihre Strahlung lassen sich diese Substanzen in kleinster Menge, bis nahe an die Grenze weniger Atome, nachweisen, und diese leichte Nachweisbarkeit gibt ihnen ihren Wert als sogenannte Indikatoren, als Spurensucher, tracer elements oder wie man diese Körper nennen mag.

Solche künstlich aktiven Elemente oder besser Atomarten entstehen nun nicht nur als Spaltprodukte bei der eigentlichen Kettenreaktion, - es sind deren über 100, die meist dem mittleren Teil des Periodischen Systems der Elemente angehören -, sondern man kann durch die in großer Menge bei der Kettenreaktion zusätzlich entstehenden Neutronen noch viele andere gewöhnliche Elemente, die man in oder nahe an den Reaktor bringt, ebenfalls künstlich aktiv machen. Zu diesen künstlichen Atomarten gehören aktive „Isotope" von Kohlenstoff, Natrium, Phosphor, Schwefel, Kalium, Calcium, Eisen, Jod, Silber und Gold.

Stoffwechseluntersuchungen in der Biologie bei Pflanzen, Tier und Mensch; Präparate, die in der Heilkunde heute schon vielfach Verwendung finden zur Lokalisierung von Arzneimitteln im Körper, zum Beispiel in der Schilddrüse, dem Knochenmark usw.; Substanzen mit Strahlen besonders hoher Durchdringungsfähigkeit zur Auffindung von Fehlstellen in kompakten Maschinenteilen oder zur Tiefenbestrahlung tiefliegender Krankheitsherde; der Reaktionsverlauf chemischer und technischer Prozesse; Herstellung chemischer Elemente, die es in der Natur nicht gibt: dies alles sind Anwendungsgebiete der künstlich gewinnbaren aktiven Substanzen.

Dabei ist es durchaus nicht nötig, daß die für die hinreichende Gewinnung dieser Stoffe notwendigen Atommeiler oder Reaktoren so umfangreich sind, wie sie zur Herstellung von Atombomben gebraucht werden. Der für Deutschland vorgesehene Atommeiler würde für die Gewinnung der künstlichen Substanzen in durchaus ausreichendem Maße für die mannigfaltigsten Zwecke genügen, aber es würde ein halbes Menschenalter dauern, bis sich dabei so viel Plutonium gebildet hätte, wie zu einer einzigen „Atombombe" nötig ist.

Warum also immer nur die Angst vor dem „Atom" statt der Genugtuung über seine Nutzbarmachung? Sollen wir in Deutschland ganz im Hintertreffen bleiben, wo die Arbeiten mit den künstlichen Atomen im Auslande, vor allem in den USA, nicht in die Tausende, sondern in die Zehntausende gehen, wo rings um Deutschland herum solche Atommaschinen teils schon stehen, teils aufgebaut werden?

In England gibt es seit 1948 ein „Institut zur Aufklärung der Laien über die Atomwissenschaft". Ihr Präsident ist der bekannte Radiochemiker und Nobelpreisträger Frederick Soddy. Also auch dort bemüht man sich um die Aufklärung der Öffentlichkeit. Offenbar ist die Angst vor der Atombombe schlimmer als die Atombombe selbst. Aus der Unkenntnis der wirklichen Tatsachen erwächst die übertriebene Angst vor den Möglichkeiten der Atomenergie. Dabei liegen die Hauptprobleme der modernen Forschung, an der alle bekannten kernphysikalischen Institute interessiert sind, auf einer ganz anderen Linie. Die vielen Rätsel, die uns die aus dem Kosmos zukommenden Höhenstrahlen aufgeben, sollen mit großen experimentellen Anlagen zur Erzeugung hochenergiereicher Strahlenteilchen einer Lösung nähergebracht werden.

Damit auch Europa wenigstens eine allen Forschern zugängliche große Anlage zur Gewinnung derartiger Strahlenteilchen zur Verfügung hat, fanden sich zwölf europäische Staaten, darunter auch Deutschland, zusammen, um in Genf eine solche Anlage aufzustellen. Die Kosten werden von den teilnehmenden Regierungen aufgebracht; sie sind auf etwa 120 Millionen sfrs geschätzt. Erster Grundsatz ist dabei: keinerlei

praktische Ziele, keinerlei militärische Anwendung, absolute ungehinderte Veröffentlichung aller Ergebnisse. Uran oder das Material der Atombombe, also Plutonium, haben damit gar nichts zu tun. Und trotzdem war in Genf eine Volksabstimmung nötig, um dieses wahrhaft internationale, friedliche Forschungszentrum für Genf zu sichern.

Immer wieder hört man, daß in einem zukünftigen Kriege das gesamte Leben der Menschheit der Vernichtung preisgegeben werden könne. Diese Befürchtungen sind ungeheuer übertrieben. Es ist berechnet worden, daß der Energieverbrauch eines großen tropischen Taifuns oder Tornados pro Sekunde einer oder etwas mehr als einer Atombombe in der Größe der in Hiroshima benutzten Bombe gleichwertig ist. Pro Tag entspricht dies 86 000 oder mehr Atombomben. Eine andere Schätzung kam auf 200 000 Bomben! Die kosmischen Energien sind eben sehr viel größer.

Die Energie der Umsetzung von 1 kg Plutonium, dem Material der Atombombe, ist gleich der Energie, die die Sonne in $^1/_{2000}$ Sekunde auf die gesamte Erde einstrahlt. Daraus ersieht man, daß selbst einige Tausend Atombombenexplosionen pro Tag im Energiehaushalt der Erde keine Rolle spielen würden. Die Gerüchte, daß die amerikanischen Atombombenversuche einen Einfluß auf das Wetter ausübten, sind also durch nichts zu begründen.

Selbst zum Schmelzen von Eisbergen, woran man einmal gedacht hat, würden sehr viele Atombomben gebraucht. Es läßt sich aus folgendem ersehen: 1 Kilogramm Plutonium, völlig in seine Spaltprodukte umgesetzt, ergibt $1{,}5 \times 10^{10}$ Kilokalorien. Diese Wärmemenge reicht aus, um einen Eisblock von $58 \times 58 \times 58$ m zu schmelzen. Dieser winzige Eisberg ragt nur etwa 6 m aus dem Wasser heraus, ist also als Eisberg nicht zu rechnen. Es gibt aber Eisberge von 3 Kilometer Länge und Breite, die also etwa 300 m über das Wasser herausragen. Zum Schmelzen eines solchen, gar nicht seltenen Eisbergs wären 15 000 Atombomben notwendig!

Auch die gefürchtete weltweite Verseuchung durch die Strahlen der aktiven Uranspaltprodukte ist wohl stark übertrieben.

Was diese Verseuchung anbelangt, so verdanke ich hierüber Herrn Professor O. Haxel, dem Direktor des Physikalischen Instituts der Universität Heidelberg, die folgenden Angaben über die von einer Atomexplosion in Las Vegas, New Mexiko, herrührende Aktivität der Atomspaltprodukte, gemessen auf dem Königsstuhl in Heidelberg. (Vgl. O. Haxel, G. Schumann: Naturw. 40, 458, 1953.) Verglichen wurde die Aktivität mit der natürlichen aus Uran und Thorium herrührenden, immer vorhandenen Aktivität der Luft in Bodennähe. Die größte Explosionsaktivität wurde zwischen dem siebenten und neunten Tag nach der Explosion in Las Vegas gemessen. Sie betrug 1—2 % der natürlichen, aus dem Uran und Thorgehalt unseres Erdbodens herrührenden Aktivität und nahm dann weiter ab.

Es müssen also noch sehr viele Atomexplosionen ausgelöst werden, bis in größeren Entfernungen vom Explosionsherd die „Verseuchung" so groß wird wie die, der wir schon immer - jahraus, jahrein - ohne Schaden ausgesetzt sind.

Sicherlich sind die Atombomben, seien es Plutoniumbomben oder Wasserstoffbomben, eine schreckliche Kriegswaffe, und die Städte und Menschen, die unmittelbar davon betroffen werden, erleiden wohl kein viel besseres Schicksal als Hiroshima und Nagasaki, auch wenn man heute schon bessere Schutzmittel hat als damals die völlig ahnungslosen Japaner. Wir wollen hoffen, daß die drei Länder, die überhaupt Atombomben herstellen, vor allem die USA und Rußland, vor ihrem Gebrauch genau so zurückschrecken, wie man im zweiten Weltkrieg von dem Gebrauch von Giftgas Abstand genommen hat.

Also nicht nur Angst vor dem Atom überhaupt! Seine Anwendung für friedliche Zwecke ist viel umfassender und für den Fortschritt der Menschheit bedeutender als der Schaden, den es anrichten kann, aber hoffentlich nicht anrichten wird.

Auch die Entwicklung der Chemie für die Kultur der Menschheit hat sehr viel mehr bedeutet als die chemische Gewinnung von Pulver und Dynamit für die Kriege der Vergangenheit. - Freuen wir uns, daß das Atom angefangen hat, seine Geheimnisse zu offenbaren, daß die Forschung wieder einen Schritt vorwärtsgegangen ist. Die Wissenschaftler werden sicher alles tun, was in ihren Kräften steht, die Entwicklung zum Guten und nicht zum Bösen zu lenken.

1. Kaminplatz im Wohn-Eßraum des Hauses

DAS GEPFLEGTE HEIM

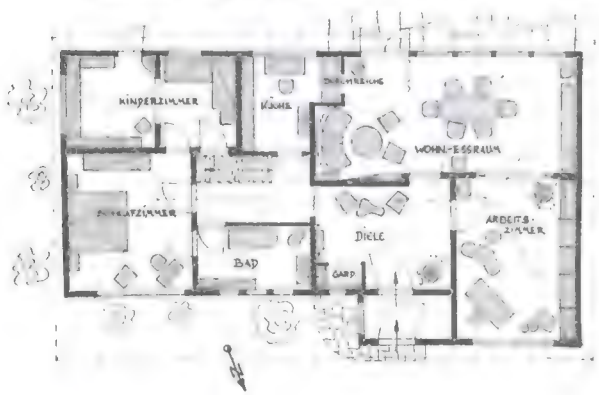
EIN VORSCHLAG ZUR WOHNUNGSGESTALTUNG

Unsere Gegenwart ist eine Zeit weitgespannter Möglichkeiten für den Innenarchitekten. Krieg und Kriegsfolgen haben Altgewohntes, Langbewohntes und oft auch Liebgewordenes zerstört oder auf andere Weise in Verlust geraten lassen. Damit aber ist in einem bisher kaum gekannten Ausmaß die Möglichkeit zur Überwindung überlebter Formen und zur Neugestaltung von Möbeln gegeben, die dem Schönheitsempfinden des modernen Menschen und den technischen Erfordernissen entsprechen. Mit ihren großen und stürmischen Fortschritten hat die Technik unsere Lebensweise in vieler Hinsicht beeinflußt und vereinfacht. Trotzdem hat sie dem Streben nach einem gesunden Komfort Rechnung getragen. Dieser Entwicklung sollten sich auch unsere Wohnräume anpassen. Sie werden es um so eher, je mehr gute Beispiele sichtbar werden. Fähige Architekten an den Fachschulen, aufgeschlossene Fabrikanten, fortschrittliche Einrichtungshäuser arbeiten daran. Eine wichtige Aufgabe hat hierbei die erst kürzlich entstandene „Leistungsgemeinschaft der deutschen Möbelwirtschaft", die auf breitester Grundlage durch Verbesserung der Modelle wirken will. Sollte unter diesen Umständen nicht jeder glückliche Besitzer eines eigenen Heimes oder gar eines Hauses bestrebt sein, sich seiner Wesensart gemäß modern einzurichten? Wenn an dieser Stelle bisher vorwiegend die neuzeitliche Wohnraumgestaltung bei beschränkten räumlichen und materiellen Voraussetzungen Gegenstand der Betrachtung war, so sollen diesmal die Möglichkeiten moderner Wohnungsgestaltung beim Vorhandensein größerer Mittel an einem

2. Arbeitszimmer des Hausherrn mit der gegliederten Schrankwand

Beispiel aus dem Bremer Einrichtungshaus H. Willems gezeigt werden. - Wir betreten das Parterre eines Hauses, dessen Raumaufteilung der abgebildete Grundriß zeigt, und befinden uns in der Diele. Abbildung 3 zeigt einen Blick auf die Garderobenseite. Nur wenige Gegenstände sind vorhanden: ein kreisrunder Kristallspiegel, unkompliziert an einer Kordel aufgehängt zwischen zwei Wandarmen, darunter eine mittelgroße, praktisch eingeteilte Frisiertoilette aus schwarz-gelbem Schleiflack, ferner ein handlicher Hocker, ein kleines Tischchen und einige Stühle als Sitzgruppe für Besucher, die vielleicht einen Augenblick warten müssen. Das ist alles. Die Garderobe wird in einer Nische abgelegt, die durch einen schlanken, ungemusterten Vorhang abgetrennt wird; Bastgeflecht schützt Wand und Kleidung.

Erwartungsvoll betreten wir nun durch eine helle, hohe Glastür den Wohnraum. In seinem rechten Teil steht ein großer Ausziehtisch mit sechs Stühlen für die täglichen Mahlzeiten der Familie und für Festlichkeiten, wofür einige Stühle in Reserve gehalten werden. Eine breite Anrichte und die Durchreiche zur modernen Einbauküche sind notwendige und praktische Einrichtungen. Die große Fensterfront, die zweiflügelige Tür zur Terrasse geben mit ihrer Lichtfülle, unterstützt durch hellfarbige, leichtgemusterte Vorhänge, der heiteren Freundlichkeit des Raumes den ihr gemäßen Rahmen. Abbildung 1 läßt in diesem Raum den Kaminplatz sichtbar werden, wohin sich abends die Bewohner des Hauses mit ihren Freunden zur Unterhaltung zurückziehen. Bequeme, jedoch nicht überschwere Polstermöbel, heitere, intensive Farben, weder flau noch



3. Garderobenseite der Diele

4. Spiel- und Arbeitshälfte des Kinderzimmers

5. Schlafzimmer der Eltern

laut, beruhigende Stoffdraperien, gut verteiltes Licht und genügend Bewegungsfreiheit sind Raumelemente, die der Erholung und Sammlung dienen.

Vom Wohn- und Eßraum gehen wir in das Arbeitszimmer des Hausherrn. Die Perspektive (Abb. 2) zeigt eine große, bis zur Decke gehende Schrankwand, vielfältig gegliedert und unterteilt für Bücher, Materialien und Gegenstände, die zur Arbeit benötigt werden. Viel Licht, ruhige Farben und eine kleinere, bequeme Sitzgruppe in der Nähe des Schreibtisches sind das Wesentliche dieses Raumes. Zwischen Arbeitszimmer und Wohnraum ist das Mauerwerk weit geöffnet und mit einem mittelschweren Zwischenvorhang versehen.

Das Schlafzimmer liegt im entgegengesetzten Teil der Wohnung. Hier wird es als Serienmodell eines süddeutschen Werkes dargestellt (Abb. 5). Das Doppelbett in französischem Format mit Acellabespannung und der mittelgroße Schrank mit außen angebrachtem Ankleidespiegel weisen hier als besondere Merkmale den einfachen Stollenbau mit feinen Profilen und die selten verwandte, sehr reizvolle gekalkte Eiche als Material auf. Ein Herren-Wäscheschrank dazu ist immer praktisch. - Das Schlafzimmer hat direkte Verbindung zum Bad und zum Kinderzimmer. Daß dieser Raum für die Kinder (Abb. 4) mit ganz besonderer Liebe eingerichtet wurde, läßt der erste Umblick erkennen. Es ist an alles gedacht: hier sind Schubkästen, Klappen, Schachteln und Fächer, dort Schreibtafel, Rechenspiel und Malkasten. Hinter jedem Türchen vermutet man Spielsachen und allerlei Überraschungen. Auch für praktische Dinge wie Kinderwäsche und Schulsachen ist Raum vorgesehen, und eine Waschgelegenheit im Zimmer wird immer nützlich sein. Heiter und froh sind die Farben: hellblauer Mattlack und fraisefarbene Vorhänge. Der rechts im Bild sichtbare Unterzug leitet in den Schlaf- und Ruheraumteil des Kinderzimmers über. Hier sind die Betten im Winkel aufgestellt, oder, wenn erforderlich, auch als Etagenbetten aufgestockt.

Ein Beispiel nur für viele Möglichkeiten. Wenn es Anregung geben kann für Versuche, das Eigenheim, die eigene Wohnung neuzeitlich einzurichten, hat es seinen Zweck voll erfüllt.

Zeichnungen von Ralph Heimbs *Harry Willems*

nie in den Kampf ging; Solorzano, der Liebling aller ausgedienten Matadoren, die in einem Benefizkampf auftraten; Solorzano, der unentbehrliche Helfershelfer für jeden grünen Jungen, der noch nicht wußte, wie er mit einem Stier fertig werden sollte! Dahin war es also gekommen! Selbst Pepe hatte das Vertrauen zu ihm verloren.

Pacote warf rasch seinen Schlafrock mit dem Paisleymuster über und ging in den Korridor hinaus. Chaves Zimmer lag nur fünf Türen von dem seinen entfernt. Als er herankam, sah er, daß die Tür offenstand. Er hörte Chaves' Stimme. An die Wand gedrückt blieb er stehen und horchte.

„So also bringst du sie um, he, Solorzano!" Chaves war offenbar mit Essen beschäftigt, denn die Worte fanden kaum den Weg aus seinem Mund. „Stemm dich aufs Eisen drauf, wie noch nie in deinem Leben. Triff sie in die Nieren, ins Rückgrat, gib's ihnen, triff sie in den Hintern, triff sie in die Rippen" - Pacote hörte, wie Chaves geräuschvoll einen Bissen kaute und schluckte -, „bloß triff sie. Aber um Gottes willen verstümmele sie nicht. Wir haben keine Lust, uns noch mit dem Ersatzstier einlassen zu müssen."

Solorzano grunzte: „Aber ich möchte heute gute Figur machen."

„Gute Figur!" brauste Chaves auf. „Wer kümmert sich darum, ob ein Picador eine gute oder schlechte Figur macht?"

„Die Familie des Picadors", sagte Solorzano in gekränktem Ton.

Chaves lachte ein bißchen auf, in der unlustigen Art, die er an sich hatte, wenn er sich zu beherrschen versuchte. „Gewiß, gewiß. Aber hör mal zu. Du weißt, was heute für ein wichtiger Tag ist." Er sprach in eindringlichem, zutraulichem Ton, als rede er einem widerspenstigen Kind zu. „Der größte Torero seit Joselito geht heute für immer ab. Vielleicht der größte, der je da war. Wir müssen dafür sorgen, daß er abgeht und nicht abgetragen wird."

„War er einmal", sagte Solorzano dreist. „War."

Ein Scharren und ein Brummen wurde hörbar, als ob Chaves Solorzano bei den Rockaufschlägen gepackt hätte und den Kopf des Picadors dicht an seinen heranzerrte.

„Hör zu", zischte er, „ist, ist, ist! Du Schweinehund, du bist ja nicht wert, mit ihm zusammen in derselben Arena zu stehen. Der einzige Grund, daß ich dich in Dienst nehme, ist, daß wir in der Tinte sitzen und du einen Stier auf gemeinere Weise umbringen kannst als sonst einer im ganzen Gewerbe."

Es blieb eine Pause; Pacote wußte, daß Chaves jetzt alles aufbot, um die Beherrschung nicht zu verlieren.

„Wieso bist du denn so sehr darauf aus, daß die Stiere abgeschlachtet werden, wenn er noch so groß ist?" knurrte Solorzano. Es klang jedoch gar nicht aggressiv, sondern eher respektvoll. „Weil er ein halbes Jahr nicht gekämpft hat und weil ihm die Angst im Hals steckt. Und weil er außerdem trinkt. Ich hörte, in Mexiko war's auch nicht so glatt, trotz allem, was die Zeitungen schrieben."

Chaves stieß einen Seufzer aus, und der Stuhl knarrte, als er sich wieder schwer darauffallen ließ. „Ja, er ist verbraucht. Es war nicht anders zu erwarten nach dem, wie er es zehn Jahre lang getrieben hat. Jeder andere Stierkämpfer in der Welt kann einen großen Kampf liefern und dann drei oder vier verhauen. Aber Pacote ist Pacote, und er muß jeden Kampf in seinem Leben ausführen, als wenn's die Prensa oder die Policia in Madrid wäre. Warum hat man ihn denn auf dieses Piedestal gestellt, he? Warum denn?"

„Weil die Leute immer den Weltbesten sehen wollen. Sie wollen immer den sehen, der am besten bezahlt bekommt."

„Nein, Mensch, nein. Dabei handelt es sich um mehr. Nicht bloß, weil er ein besserer Kämpfer ist als die andern alle! Angenommen dieser Tano Ruiz wäre besser als Pacote. Dann würden sie hinlaufen und ihm zujubeln, gewiß, aber siehst du denn nicht, daß Pacote mehr ist als bloß der beste Stierkämpfer? Jedesmal wenn er in die Arena hinausgeht, ob das hier ist oder in Mexiko oder Peru, dann sagen alle: Seht, das ist der echte Spanier, das ist Kühnheit, die den Spaniern eigen war, als sie die ersten unter den Völkern waren, das ist teilweise der Grund, warum es heut so furchtbar sein wird. Weil er das Doppelte von dem bekommt, was die Mehrzahl der Stierfechter sonst bekommt, deshalb wollen die Leute das Doppelte sehen. Und das ist ein Ding der Unmöglichkeit.

So geht das nicht mehr. Er bekommt das Doppelte oder das Dreifache, aber er kann nur noch die Hälfte dessen leisten, was andere Stierkämpfer leisten. Sie verlangen immer mehr, immer mehr bei jedem Kampf, und er hat nicht mehr zu geben. Er ist schließlich auch nur ein Mensch, und es gibt eine Grenze dafür, was ein Mensch mit einem Stier anfangen kann, wenn er ihn nicht lebendig auffressen soll. Ein Hexenmeister ist er auch nicht. Die Menschen haben einen Mythos um ihn herum geschaffen; schön und gut. Schön und gut für die Brieftasche. Aber der Mythos ist größer geworden als der Mann. Und der Mann ist heute kleiner, als er einmal war."
„Er sollte nicht trinken und es damit verschlimmern. Kein Mensch zwingt ihn dazu."
„Zu trinken zwingt s i e ihn. Diese ... dieses Frauenzimmer, die bringt ihn dazu. Mit ihren Kniffen hat sie ihn auf den Weg der Verbitterung geschleift. Jawohl. Er hat mehr Hörner auf dem Kopf, als ein Güterwaggon voll Schnecken. Gott sei Dank ist sie in diesem Monat in Granada und stellt hier keinen Wirrwarr an." Er stieß auf. „Er hätte die ganze Zeit draußen auf den Gütern sein und sich an den Kälbern üben müssen. Aber sie mag Landgüter nicht, und so hat er sich mit ihr und dem Gelichter da herumgetrieben."
„Er hätte schon vor einem Jahr abgehen sollen."
„Wir hatten ausgemacht, daß wir gleich nach der Rückkehr von Mexiko abgehen wollten. Sie und der verdammte Tano Ruiz haben das jetzt angerichtet."
„Ich soll also seinen Durchfall auf mich nehmen. Das kostet eine Kleinigkeit extra."
„Du kriegst schon genug! Doppelt so viel wie Tanos Leute."
„Wieviel hat der große Pacote heutzutage? Vierzig Millionen Peseten? Fünfzig? Noch mehr? Was kann es ihm auf tausend Duros extra ankommen?"
„Klar, sind ja bloß fünftausend Peseten. Aber meinst du, du oder ich, wir hätten den Schneid, auch nur tausend Peseten zu verdienen auf die Methode, wie er die Millionen verdient hat? Jede Pesete stinkt nach Blut, nach seinem Blut und nach Stierblut. Selbstredend, reich ist er, der reichste Mann auf dem Friedhof wird er sein, wenn du nicht das tust, wofür ich dich bezahle! Also gut, sagen wir noch fünf." Ein Reißgeräusch wurde vernehmlich. „Da ist die Hälfte." Und dann mit nachdrücklicher Betonung: „Die andere Hälfte kriegst du nach dem Kampf."
Ein Stuhl wurde gerückt. Pacote ging möglichst rasch den Korridor zurück; hinter sich hörte er noch Solorzano jammern: „Immer mit der harten Hand, wie, Pepe? Jetzt muß ich das hinterher zusammenkleben. Na, ich werde mal erst noch ein bißchen ausruhen und ..."

Pacote drückte sich in sein Zimmer. Er machte die Tür zu und lehnte sich mit geschlossenen Augen dagegen. Er spürte, wie ihm der ausbrechende Schweiß über die Stirn rann und auf der Kopfhaut prickelte.
„Heilige Muttergottes, heilige Muttergottes", keuchte er. „Selbst Pepe, selbst der alte Pepe." Nach einer Weile schlug er die Augen auf. An der Decke sah er eine Fliege. Sie regte sich nicht; sie hing einfach da, mit dem Rücken nach unten.
Er ging zur Kommode, nahm eine Flasche unter seinen Strümpfen aus der Schublade und tat einen langen Zug daraus. Teils vor Chaves, teils vor sich selbst hatte er die Flasche versteckt gehabt. Dann ging er zum Bett und ließ sich darauffallen. Er wühlte sein blasses Gesicht in die Matratze. Sie roch dumpfig, alt und ein wenig nach Blut. Am liebsten hätte er die Flasche geholt und bis zur Neige ausgetrunken, aber während er noch gegen dieses wahnsinnige Verlangen ankämpfte, wurde an die Tür geklopft - Leute. Nun, gut. Je früher sie kamen, desto früher konnte man sich in seine Rolle hineinfinden, desto leichter war es, das niederträchtige Spiel zu beginnen. - „Herein!"
Sie machte die Tür auf und steckte wie ein Kobold den Kopf herein, dabei mit verstellter Kinderstimme fragend: „Ist hier das Zimmer des berühmten Pacote, und dürfte ich bitten ..." – „Soco!"
„... um ein Autogramm, ach, bitte, bitte, bitte!"
Er sprang auf. Er trat zu ihr hin, umarmte und küßte sie; seine Küsse zielten nach ihrem Mund, trafen jedoch fast nur die Wangen. Ihr teures Parfüm und der feine leichte Tiergeruch drangen in seine Nasenflügel wie der Duft aus einem Schnapsgläschen.
„Ei, ei, Herr Matador", sagte sie mit ihrer echten Stimme. „Ein bißchen Vorsicht mit meinem Make-up." Sie trat ein wenig zurück und rümpfte übertrieben die Nase. „Du hast getrunken?" schalt sie. „Am Tag eines Kampfes, Pacotito?"

„Das ist noch von gestern abend", murmelte er. „Was tust du denn hier? Ich glaubte, du bliebst bis nächste Woche droben?"
„Ach, es ist uns allen bloß der Einfall gekommen, heute zum Kampf herunterzufahren, und so sind wir eben mit meinem alten, kleinen Citroën hergekommen. Wie sind die Stiere?" Sie fragte das mit der besorgten Sorglosigkeit, wie man sich nach dem Schnupfen eines andern erkundigt. Aber daß sie überhaupt gefragt hatte, erfreute ihn.
„Sie sind schon recht. Sehr schön."
„Das ist gut. Das ist wunderbar, Liebling. Weißt du, wir müßten doch etwas mit deiner Strähne da tun. Sie wirkt schon wieder heller. Sie ist jetzt fast weiß. Wir sollten sie vielleicht färben."
Sie zog an der Schnur des Rollvorhangs und ließ ihn etwas höher hinauf. „Dir unangenehm?" Die Sonne umströmte sie und verlieh ihrem eleganten weißen Pariser Kleid eine Cremefarbe, ähnlich den Spitzen auf einem Porträt des Velasquez. Ihre dunkelbraunen Haare, gar nicht nach der Mode, aber sehr wirkungsvoll kurz geschnitten, waren auf einmal wie vergoldet. Das grelle Licht ließ um ihre grünen Augen Runzeln erscheinen, die eigentlich gar nicht vorhanden waren. „Sevilla, die Wunderstadt", sagte sie ironisch-poetisch. Dabei kniff sie die Augen etwas zu, was ihrem Gesicht ein leicht orientalisches Aussehen verlieh. „Schau dir das Sevilla jetzt an. Ganz verschlafen. Alles ist nach der Messe daheim. Beim Essen, beim Schlummerstündchen. Wenn man bedenkt, wie munter es bald sein wird."
O ja, dachte er. Munter wie die Hölle. „Wie war Granada?"
„Granada?" Sie sah einer Droschke zu, die auf den baumumsäumten Platz drunten geklappert kam und sich neben den andern abgenutzten, auf den Anfang des großen Trubels wartenden Taxis aufstellte. „Ach, Granada war eben Granada. Traurig. Aber es waren ein paar lustige Leute da. Zum Beispiel dieser Alix Ben Mascarenhas, du weißt, der, der die große Jacht gekauft hat. Er hat uns eingeladen, ihn nächste Woche in Valencia zu treffen und mit ihm eine Fahrt um Marokko zu machen. Er hat ein Schloß in Tanger. Ein ulkiger Kerl. Der würde dir großartig gefallen. Und der Marqués de la Huert und Cucu und Norberto und die ganze Bande. Du weißt ja."
Ja, er wußte Bescheid. All diese Menschen, die so entsetzlich vergnügt, reich und gut angezogen waren und ihm immer Fragen über Stierkämpfe stellten. Aber das war noch ein Glück, denn wenn sie über andere Themen miteinander sprachen, schalteten sie ihn, ohne böse Absicht, aus. Nicht gleich, denn anfangs waren sie immer so beeindruckt davon, mit dem großen Pacote zusammen zu sein. Aber wenn sie sich erst an ihn gewöhnt und gemerkt hatten, daß er außerhalb der Arena nichts weiter war als ein Mann, ein stiller, scheuer Mann, der kein Causeur war und dessen Raison d'être sich darauf beschränkte, daß er etwas Bestimmtes besser auszuführen verstand als sonst ein Mensch auf der Welt, dann verloren sie das Interesse an ihm. Trotz alledem waren dies doch wohl seine besten Freunde. Über die wenigen Freunde seiner Jugend war er hinausgewachsen. Die waren jetzt kleine Ladenbesitzer, Barmixer, Mörtelträger, Maurer. Und mit andern Stierfechtern befreundet zu sein, war wegen der beruflichen Eifersucht schwierig. Nein, außer Pepe, der bei ihnen nicht zugelassen wurde, waren diese Verschwender äußerlich gesehen seine besten Freunde. Und wenn es nicht Socorro zuliebe und darum gewesen wäre, daß er ein erfolgreicher Stierkämpfer, ja, der erfolgreichste aller Stierkämpfer war, so würden sie sich nie mit ihm angefreundet haben. Dann wäre er für sie ein Niemand gewesen. Er wäre für sie das gewesen, was jedermann über ihn wußte: der Sohn eines im Armenhaus gestorbenen Vaters. Plötzlich ward er inne, daß Socorro die ganze Zeit über gesprochen hatte.
„... und als Norberto dann eintraf, stellten wir etwas ganz Drolliges an. Die zwei hatten sich einen Monat lang - seit Madrid - nicht gesehen, und er wußte überhaupt nicht, daß Cucu in Andalusien war. Er meinte, sie sei noch in San Sebastian. Nun, als er zu der Gesellschaft der Herzogin kam, übergaben wir ihm an der Tür ein Band und erzählten ihm, jedermann werde ein Geschenk bekommen, er solle dem Band nachgehen, um sein Geschenk herauszufinden. Das tat er denn also, ging immer dem Band nach, die Treppe hinauf und hinunter, in den Garten und dann wieder ins Haus zurück, bis zu dem Wandschrank, und in dem Wandschrank steckte - Cucu!" Sie brach in Lachen aus, das immer lauter wurde, und bald lachte sie nicht mehr über das, was ihr so drollig

vorkam, sondern darüber, daß sie lachte. „Das war doch drollig, nicht? Der Einfall stammte von mir. Très amusant, n'est-ce-pas? War das kein guter Scherz?"
„Ein sehr guter." Beinahe gut genug, um ihn von den finsteren Bildern der Miura-Stiere abzulenken, die ihm die Gedanken verdüsterten.
„Sie verlobten sich noch am selben Abend." Auf ihrem Gesicht lag immer der Anflug eines Lächelns, das fremden Leuten auf der Straße den Gedanken eingab, sie seien mit ihr bekannt. Sie wirkte, als ob sie Hunderte von köstlichen Geheimnissen berge, die sie, wenn es ihr beliebte, mitteilen würde.
Herrgott, sah sie schön aus! „Warum verloben wir uns nicht heute abend?" sagte er leichthin, aber es war ihm beinahe ernst damit. Beinahe ernst tatsächlich, wiewohl er wußte, daß es nicht gut ausgehen würde.
„Meinst du nicht, das würde bei uns ein bißchen albern wirken? Praktisch sind wir doch schon seit drei Jahren verlobt." Während sie sprach, betrachtete sie sich in dem Spiegel über der Kommode.
„Du weißt, ich liebe dich sehr."
Sie steckte sich eine Zigarette an; dann sagte sie: „Ich liebe dich auch."
„Hör mich an", sagte er. Es kam wie von selbst heraus, ganz ohne Vorbedacht. „Warum heiraten wir eigentlich nicht?"
Mit einem schwachen Lächeln sah sie ihn an. „Wie lieb von dir, Paquito. Hättest du mich das vor zwei Jahren gefragt, ich weiß nicht, vielleicht hätte ich ohne Bedenken zugegriffen."
„Ich hatte die Empfindung, es sei kein Leben für eine Frau", murmelte er. Dabei war er nahe daran, sich einzugestehen, daß er es nicht getan hatte, weil er keine Frau, selbst wenn er sie noch so sehr liebte, heiraten wollte, von der er nicht sicher wußte, ob er ihr vertrauen könne. Von der er nicht wußte, ob sie ihn liebe, oder Ruf und Ruhm Pacotes, Glorie und Geld.
Doch, o Gott, er liebte sie ja so sehr, und nun drängte es ihn, er müsse sie heiraten, sonst würde sie ihm für immer entgleiten, würde alles ihm entgleiten. Alles würde ihm entgleiten, alles!
„Kein Leben für eine Frau?" rief sie aus. „Es ist ein wunderbares Leben für diese Frau. Ich liebe es. Ich liebe die Erregung. Ich liebe das Reisen. Ich liebe die Menschen. Ich liebe die Massen!"
„Und jetzt?"
Sie schüttelte den Kopf. „Das heute ist dein letzter Kampf. Was dann? Auf dem Gut sitzen, hinter Córdoba sitzen und zusehen, wie das Vieh und das Unkraut wächst? Ohne mich, mein lieber Paco. Ich bin vom Land, aus einer armen Gegend, einer schmutzigen Gegend, einer trübseligen Gegend; ich habe nicht die geringste Lust, jemals wieder aufs Land zu ziehen. Ich liebe das Gefunkel der Großstadt, das funkelnde Wesen der Menschen, die man hier trifft. Vielleicht mache ich sogar wieder einen Film. Ich bin erst siebenundzwanzig. Ich bin oben angelangt und will noch weiter hinauf."
Der Ton, in dem sie das sagte, klang fast so, als wolle sie damit gleichzeitig andeuten: Und dein Stern beginnt zu verlöschen, mein Freund.
„Hast du gar nicht den Wunsch, ein normales Leben zu führen, ein Heim und Kinder zu haben?" fragte er. „Ein ruhiges Leben? Zu dir selbst zu kommen?"
Sie warf einen nachdenklichen Blick auf ihn; ihre eine Augenbraue verzerrte sich nach oben.
„Du mußt tatsächlich Angst haben, Paco. Nie hab ich dich so sprechen oder fabeln hören. Ich möchte gern etwas trinken. Und reiche mir meine Handtasche, bitte."
Er holte die Flasche hinter den Strümpfen hervor.
„Aha", sagte sie. „Ein heimlicher Trinker."
Er spürte, wie er leicht errötete, während er ihr eingoß. „Sag, wann . . ."
„Halt", sagte sie, als das Glas etwa zu einem Fünftel voll war.
Wie gern hätte er selbst noch ein Glas getrunken. Aber er spürte schon das vorher Getrunkene zu stark.
„In erster Linie, Chico", sagte sie nach einem Zug aus dem Glas mit verzogenem Gesicht, „solange wir so gräßlich offen sind, du und ich, sind wir nicht normal. Leute, die Schauspielerinnen oder Stierkämpfer werden, sind nicht normal. Du mußt wählen: entweder Flitter und Gold, oder Gut und Kinder. Beides zusammen kannst du nicht haben."

Fortsetzung im nächsten Heft

ESAIAS VAN DE VELDE (um 1591–1630) WINTERLANDSCHAFT

Kathrin betreut einen jungen Wolf

UNSERE KATHRIN

Von Dr. Bernhard Grzimek

Vor fast vier Jahren bekam ich von einem holländischen Tierhändler ein Telegramm, er bot mir „ein weißgesichtiges Chimpanzé" an. Ein Telefongespräch, und schon holten wir am nächsten Morgen Kathrin vom Flughafen ab. So kam nach zehnjähriger Pause wieder ein Schimpansenkind zu uns. Inzwischen sind es vier geworden, und seit ein paar Monaten sind noch drei kleine Gorillas dazugekommen, so daß in unserer Wohnung jetzt sieben Menschenaffen, ein Hund, eine Katze und ein Papagei leben - wir Menschen sind erheblich in die Minderzahl geraten.

Großväter werden erfahren haben, wie sehr sich ein Haushalt plötzlich um Enkelkinder drehen kann. So geht es auch mir und meinen beiden groß gewordenen Söhnen. Wenn in der Küche was ganz besonders Gutes gekocht wird, dann muß man erst einmal vorsichtig feststellen, ob es überhaupt für uns ist und nicht für die schwarzen Kinder im Tierzimmer. Meine Frau hält uns immer vor, daß wir Männer gar nicht merken, wenn sie mal ein neues Kleid anhat; Kathrin dagegen übersieht so etwas nie, nicht einmal ein Paar Ohrringe, die sie nicht kennt. Das wird dann von ihr begeistert begrüßt und gebührend untersucht.

Ich brauche meine Frau nur zum Schein barsch anzufahren oder gar hart an der Schulter zu fassen, gleich geht Kathrin auf mich los und beißt mich ganz gehörig; die anderen drei Schimpansenkinder übrigens auch. Meine Frau kann ihr mit Gewalt Medikamente eingeben, Wunden behandeln, sie waschen, ausschimpfen, zur Strafe in die Ecke setzen, dann tobt das schwarze Kerlchen wohl, aber nie würde es jemals auf den Gedanken kommen, seine „Mutter" zu beißen, eher beißt es in seiner Wut irgendeinen Unbeteiligten, der danebensteht.

Auch ein kleiner Wolf
hat schon
scharfe Zähne

Zu Anfang ging alles ganz gut, solange der kleine Butz noch nicht die Klinken erreichen konnte. Damals brauchten wir sie nur in eine Stube zu setzen und waren sicher, daß sie drin blieb. Dann kam sie dahinter, einen Stuhl an die Tür zu schieben, daraufzusteigen und die Klinke herunterzudrücken. Wir schlossen also ab, und das half wieder für zwei Monate. Bald aber lernte sie, den Schlüssel selber herumzudrehen, und die Sache wurde ungemütlich. Eines Tages saß meine Frau allein im Wohnzimmer, als Kathrin sie plötzlich von außen einschloß. Das Telefon läutete, nach einer Weile klingelte jemand am Flur, aber meine Frau konnte nicht heraus. Sie schimpfte von innen auf Kathrin, bettelte dann wieder, und die kleine Schimpansin rumorte auch am Schlüssel herum, aber sie kriegte es nicht fertig, wieder aufzuschließen, oder sie wollte es auch nicht. So blieb meiner Frau schließlich nichts

Nebenstehende Seite: Es stimmt traurig und schließlich ärgerlich, wenn die Milch nicht fließen will

Das bleibt immer noch die einfachste Lösung

übrig, als außen auf dem breiten Gesims an den Fenstern entlangzuklettern und durch das offene Fenster der nächsten Stube wieder hereinzusteigen.
Eines Tages bekam Kathrin etwas Schnupfen, dann wurde sie matt, das Essen schmeckte ihr nicht mehr. Meine Frau maß die Temperatur, sie hatte über 38 Grad. Das war bedrohlich. Unser Zootierarzt kam, und unser Hausarzt, denn für Menschenaffen sind Menschenärzte mehr zuständig als Tierärzte. Nach einer Beratung von uns drei Ärzten beschlossen wir, Depot-Penicillin anzuwenden. Es ist aber gar nicht so einfach, Zoo-Tieren Spritzen beizubringen! Wir berieten lange, wie wir das am besten machen sollten, und hielten schon

eine Decke bereit, um sie über den kleinen Patienten zu werfen und ihn so zu überwältigen, denn auch ein Schimpansenkind hat schon ein beneidenswert kräftiges Gebiß. Während Dr. Heubes und ich noch alles Nötige zusammenholten, war aber die Sache schon geschehen. Kathrin, die auf dem Arm meiner Frau saß, hatte sich auf Zureden die Kanüle tief in den Schenkel stechen lassen, sie brauchte dazu gar nicht festgehalten werden.

Wir waren alle ganz niedergeschlagen. Kathrin hatte eine einseitige Lungenentzündung, ihr Atem ging hastig und mit sichtlicher Anstrengung. Würden wir den kleinen Kerl durchbringen? Nach der Penicillinspritze ging das Fieber stark herunter, aber am nächsten Morgen war es wieder gestiegen; erneute Spritzen halfen nur noch wenig. Nach vierundzwanzig Stunden war der zweite Lungenflügel ergriffen; also beiderseitige schwere Lungenentzündung. Wieder eine Beratung mit dem Ergebnis, ihr ein Sulfonamidpräparat zu geben. Aber Affen schlucken nicht gern unangenehme Sachen, und wenn sie krank sind, hören sie meistens schon von Anfang an ganz mit dem Essen auf. Hier zeigte es sich, daß Kathrin kein gewöhnlicher Zoo-Insasse, sondern ein adoptiertes Menschenkind war, das seiner Mutter folgen gelernt hatte. Meine Frau setzte sie in einen Sessel, gab ihr die aufgelöste Tablette in den Mund, befahl ihr zu schlucken, und siehe da - Kathrin schluckte das Zeug todesmutig hinunter! So nahm sie die Aristamidtabletten Tag und Nacht alle zwei Stunden. Das Fieber fiel, und am zweiten Tag zog Kathrin plötzlich meiner Frau einen Apfel aus der Schürzentasche und aß ihn ratzekahl auf. Das war um so verwunderlicher, als sie sich bis dahin immer geweigert hatte, Äpfel zu essen.

Sie war schnell wieder auf den Beinen. Schon nach drei Tagen begrüßte sie mich, als ich von der Arbeit nach Hause kam, kletterte an mir empor, küßte mich auf den Mund, umarmte mich und preßte mich an sich. Wie herzhaft so ein Kerlchen drücken kann! Sie hatte inzwischen gelernt, den Eisschrank aufzumachen, und sie machte sich ein Vergnügen daraus, immer wieder die Seltersflaschen herauszuholen und im Flur herumkugeln zu lassen. Eines Tages gelang es ihr, den Verschluß aufzumachen; das gab eine Überraschung für sie! Das Wasser war durch das Herumschütteln stark aufgebraust, es schoß ihr mitten ins Gesicht und machte sie von oben bis unten naß. Kathrin schrie, rannte durch die ganze Wohnung und stürzte sich an den Hals meiner Frau. Aber die Lehre hielt nur ein paar Tage vor, dann fing sie den alten Unfug mit den Seltersflaschen wieder an.

Inzwischen ist Kathrin schon beinahe ausgewachsen, aber von klein an hat sie gern andere Tiere bemuttert. Unsere alte, fünfzehnjährige Siamkatze Iris ist im allgemeinen für Kinder, insbesondere Menschenaffenkinder, gar nicht zu haben. Wenn die kleinen Schimpansen ihr zu nahe kamen, spuckte und kratzte sie. Aber eines Tages war plötzlich die Freundschaft mit Kathrin da, ohne daß wir feststellen konnten, wie sie zustande gekommen war. Seitdem läßt sich Iris von Kathrin auf dem Arm herumschleppen und - wir kamen eines Tages gerade dazu - sogar ins Wasser stecken und einseifen.

Mit unserer Boxerhündin spielen alle Schimpansenkinder. Sie ist derb und läßt sich allerlei gefallen. Ein kleines Wolfskind, das sich eine Zeitlang in unser Haus verirrte, vertrauten wir aber nur der Kathrin an. Wölfe sind unsere zweite schwache Seite. Als wir noch in Berlin lebten, hatten wir immer zahme Hauswölfe, und unsere Kinder, die damals noch klein waren, spielten täglich mit ihnen. So ein Wolf im Haus hat den großen Vorteil, daß die Polizei beim besten Willen für ihn keine Hundesteuer verlangen kann. Was wir mit dem liebsten unserer Isegrime erlebt haben, der wie ein Schäferhund in Berlin mit mir ins Ministerium fuhr und in den italienischen Dolomiten frei herumlief, das habe ich in meinem Buch „Wolf Dschingis" erzählt. Das Wolfskind, welches unsere Bilder in Kathrins Obhut zeigen, ist später mit dem Flugzeug nach Rangun in Birma übergesiedelt. Ein Bruder von ihm lebt in Österreich, ein anderer in Dänemark und das vierte der Geschwister ist Amerikaner geworden - wirklich eine weit verstreute internationale Familie.

Kathrin läßt sich wie alle Schimpansen sehr gern kitzeln. Sie ist genau an denselben Stellen kitzlig wie wir: unter den Armen, an den Rippen und unterm Kinn. Wird sie dort gekrault, so lacht sie über das ganze Gesicht; sie lacht genau wie wir, aber lautlos. Obwohl sie mit allen vieren versucht, die Hand von den kitzligen Stellen wegzubringen, macht ihr die Sache sichtlich Spaß. Kathrin, die meiner Frau beim Kucheneinrühren die Schüssel hält und mit großem Eifer bei der Wäsche und beim Aufwaschen mitwirkt, holte sich eines Tages in der Küche Kartoffeln aus dem Eimer und breitete sie auf der Erde aus; dann legte sie sich mit dem Rücken auf die runden Dinger und wälzte sich darauf herum. Dabei lachte sie voll Vergnügen: sie kitzelte sich selber!

WELTGESCHICHTE AUS BERNAU

Die Kriege der glücklichen hundert Jahre von 1815 bis 1914 erschienen den Zeitgenossen und erscheinen auch uns, sofern sie in Europa vor sich gingen, als Familienzwistigkeiten, die schnell beendet waren. Man wußte, daß man nachher doch wieder miteinander auskommen würde. Waren es aber Kriege in Asien oder Afrika, dann fühlte man mit Goethes Spießbürger, der für seinen Osterspaziergang vor dem Tor der wohlbehüteten Stadt nichts Besseres weiß als ein Gespräch von den Völkern, die drunten tief in der Türkei aufeinanderschlagen. Diese Spießbürger, auf die wir, Zeitgenossen der Atombombe, mit berechtigtem Neid herabsehen, waren, sofern sie zwischen 1878 und 1900 gelebt haben, das Publikum des Kriegsberichterstatters Wippchen.

Wippchen saß in Bernau, einem Städtchen bei Berlin, wo ihn sein geistiger Vater, der Berliner Schriftsteller Julius Stettenheim, hingesetzt hatte. Von dort aus schrieb er für seine Zeitung Berichte über alle wichtigen Ereignisse der Weltpolitik, datierte seine Briefe von Paris und Peking, von Kapstadt und Athen, wo eben gerade etwas Berichtenswertes geschah. Es war im ganzen eine recht harmlose Persiflage des allgegenwärtigen Kriegskorrespondenten, aber daß diese Berichte zwanzig Jahre lang die Freude der Berliner Leser waren, in vielgelesenen Bänden gesammelt wurden und noch heute, bei vorsichtiger Auswahl, unterhaltend sind, beweist, angesichts der raschen Vergänglichkeit dessen, worüber wir lachen, daß in dem kindlichen Spiel von sehr sanfter Satire und dem Kaskadengeplätscher hemmungsloser Wortwitze doch ein tiefer Sinn steckte.

Zunächst pflegte die erfundene Redaktion ihrem erfundenen Korrespondenten zu schreiben. Sie beklagt sich über ein Zuviel an Erfindungsgabe; da läßt Wippchen Städte durch Bombardements zerstören - den Spezialausdruck „ausradieren" kannte man noch nicht -, in denen kein Stein sich von seinem Nachbarn getrennt hat. Oder er verlegt aus Mangel an Stoff die Geschichte des Don Carlos an den Hof des Mikado. Die Redaktion möchte aber die Phantasie ihres Korrespondenten in die Bahnen des nicht ganz Unmöglichen spannen, die ja dem begabten Journalisten auch heute noch genug Spielraum, um nicht zu sagen Lebensraum, gönnen.

Wippchen ist gekränkt: „Die Tinte will mir nicht über die Lippen ... Sie haben die Stirne, sie zu runzeln ... ja, fletschen Sie nur Ihre Faust ... ich rede mir nicht ein, den Stein der Weisen wachsen zu hören ... ich bin ein homo sum ... das war wieder einmal ein Fressen auf Ihre Mühle ... aber sagen muß ich Ihnen doch, daß Ihr ewiges Schwimmen gegen meinen Strom schließlich noch der Nagel zu meinem letzten Atemzug sein wird ... ich habe es fingerdünn hinter den Ohren."

Das Rezept ist durchsichtig. Man nehme ein Klischee und konfrontiere es mit der Realität seiner Bestandteile, oder aber man schüttle zwei Klischees durcheinander, das kann ein amüsantes Gesellschaftsspiel ergeben, es kann aber auch die heilsame Wirkung haben, uns die Erstarrung der Phrase zum Bewußtsein zu bringen.

Die Briefe an die Redaktion enden immer gleich - mit der Bitte um Vorschuß. Aber Wippchens Erfindungsgabe auf diesem Gebiet ist unerschöpflich. „Damit Sie sehen, daß Sie kein Unmensch sind, bitte ich um vierzig Gulden Vorschuß. Papier ist ja geduldig."

Oder er beginnt einen Brief folgendermaßen: „Nachschrift: Damit ich es nicht vergesse, schreibe ich das Scriptum nicht post, sondern ante. Ich habe hier eine Bekanntschaft gemacht, die mir außerordentlich nützlich und angenehm ist. Es ist dies ein Mann, der Zutritt in den besten Häusern hat und dort gern gesehen wird, mit einem Wort, der Geldbriefträger. Geben Sie ihm Gelegenheit, recht oft zu mir zu kommen, so z. B. morgen mit einem Vorschuß von vierzig Mark. Je weniger desto unangenehmer." - „Um den Brief nicht noch einmal öffnen zu müssen, bitte ich Sie, bevor ich ihn schließe, um einen Vorschuß von fünfzig, schreibe sechzig Mark." - „Und wie ist es mit einem Vorschuß, höre ich Sie fragen. Nun, zwanzig Mark dürften genügen, auch fünfundzwanzig. Aber ich bitte Sie, mir diese fünfundvierzig Mark recht bald zu schicken."

Seine Berichte kann man nicht ohne Wehmut lesen, die ganze Weltgeschichte ist darin mit all ihren Greueln, aber auch mit einigen ihrer hoffnungsvollen Augenblicke, die allerdings nicht zu verweilen pflegen. Die Pariser Weltausstellung des Jahres 1900 ist

genau so unfertig wie es die letzte war, aber Wippchen meint: „... man muß Geduld haben. Rom ist eben nicht an einem Tage von der Wölfin gesäugt worden."
Der Berliner Kongreß gibt ihm Gelegenheit, bedeutende Staatsmänner zu interviewen: Graf Andrassy sagt ihm, die vierte Sitzung werde zwischen der dritten und der fünften stattfinden, und damit schließt die Audienz, die „eine Stunde weniger fünfundfünfzig Minuten gedauert hat". Haben wir seither nicht ähnlich gewichtige Interviews vorgesetzt bekommen? Oder konnten jene Kommuniqués über Diktatorentreffen nicht auch in Bernau erfunden worden sein, darin es ständig hieß, sie hätten eine vollkommene Übereinstimmung der Ansichten ergeben? Als ob die Leser erwarteten, zu erfahren, die beiden Herren hätten einander nach berühmtem Muster das Tintenfaß an den Kopf geworfen oder seien mit Messer und Gabel aufeinander losgegangen!
Beim Einmarsch der Österreicher in Bosnien sagt Wippchen von der österreichischen Fahne: „Möge sie rasch Wurzeln fassen und Früchte tragen." Von den Zulus schreibt er: „Ihre Sprache ist unverständlich ... sie wohnen in Hütten, die, wie das berühmte Lied von Schiller, aus Lehm gebrannt sind ... die Männer treiben Polygamie, die Frauen Gartenbau."
Bei den Unruhen in China 1880 „stürzen sich die Chinesen mit dem Gesang der Wacht am Jang-tse-Kiang zopfüber in den Kampf". Einen chinesisch-japanischen Krieg gibt es auch im Jahre 1894. Bei den ersten Siegesnachrichten „umarmen die ältesten Japaner ganz junge Frauen auf offener Straße und versöhnen sich dann mit deren Gatten bei einer Flasche Harakiri. - Die Fersen, auf denen in Korea ein Ereignis dem anderen folgt, nehmen eine verwirrende Gangart an. Die eisernen Würfel fallen wie die Fliegen."
Aber Wippchen ist im Grunde friedlich und begrüßt den Abrüstungsvorschlag des Zaren im Jahre 1898, obgleich er feststellt: „Die Haare, in denen sich die Völker liegen, sind mein tägliches Brot." Aber in diesem Kapitel wird sein heiterer Unsinn tragisch aktuell: „Nie hat die Welt erlebt, daß ein großer Feldherr aufstand, der mit zahlreichen Truppen auszog, um die Felder zu bestellen, Dörfer zu gründen und blühende Gegenden zu bevölkern. Kein Alexander, kein Cäsar, kein Napoleon kam, um die Welt mit Frieden zu überziehen, den Völkern Ruhe und Wohlfahrt aufzunötigen und ihnen Geld zu bringen."

N. O. Scarpi

STILLE / PETER GAN

Ich sehe winterblaß ein Land
durch wintertrübe Scheiben
und sehe eine welke Hand
ein weißes Blatt beschreiben.

Im Rücken hör' ich tick und tack
die Uhr Sekunden zählen
mit klarem Schlag; am jüngsten Tag
wird auch nicht eine fehlen.

Schwarz überm Dach empfinde ich
die Nacht mit allen Sternen.
Sie sagen, daß die fernsten sich
noch immer mehr entfernen.

Mit fremden Federn

VON EUGEN ROTH

Ich habe Gelegenheit gehabt, zu sehen, welchen Wert die gemeinen Leute in Tirol auf Pfauenfedern legen und wie überhaupt jede bunte Feder geehrt wird. Wer diese Gebirge bereisen wollte, müßte dergleichen mit sich führen. Eine solche am rechten Ort angebrachte Feder würde statt des willkommensten Trinkgeldes dienen. Goethe, Italienische Reise

„Und a Federl am Hut - und des steht ihm so gut!" singen die bayrischen Burschen als Schnaderhüpfl: und es ist wieder einmal eine Ungerechtigkeit, daß von der männlichen Hutzier überhaupt nicht mehr die Rede ist. So will ich denn zuerst ein paar Zeilen darüber schreiben, ehe ich ebenso viele Seiten den verehrten Damen widme.
Daß der Gamsbart keine Feder (aber auch kein Bart, sondern das Rückenhaar des Gamsbocks) ist, weiß ich; freilich, so groß ist der Unterschied nicht, die Natur hat sich im Lauf unendlicher Zeiten öfter als einmal die Sache anders überlegt und aus einem Federkleid ein Haarkleid gemacht, und wenn wir einen Pinguin fragen, ob er, genau genommen, noch Federn hat, er wüßte nicht recht, was er antworten sollte. Des Jägers Hutschmuck ist, so lang es diesen schönen Vogel noch gab, die kühne Adlerfeder gewesen, heute muß ihm die gestreifte des Bussards auch genügen. Männer wie Frauen tragen in Bayern und Tirol den Adlerflaum zur Tracht. Der Waldgänger aber findet mit Freuden das weißblaue Federchen des Nußhähers und steckt's an den Hut. Die drei Fischreiherfedern vom Hinterkopf dieses seltener werdenden Wasservogels wippen vom breiten Rundhut, sie waren bereits im Mittelalter eine Helmzier. Damit können wir jedoch gar nicht anfangen - von den Schwanenflügeln des Gralsritters bis zum Straußfedernschopf des Turnierreiters gäb's viel zu berichten; die bayrischen Generale trugen im Frieden den weißblauen Hahnenfederbusch, die Uniformen wären ein weites Feld, darin sich Österreicher und Italiener hervortaten. Die Gockelfeder der Tiroler steigert sich bis zum phantastischen Kopfputz des Meraner Weingartenwächters, Mephistos rote Hahnenfeder ist nicht zu vergessen, Spiel- und Auerhahnstoß müssen genannt werden, und auf die adlerbefiederten Indianer und die pfauenfedertragenden Mandarine können wir gar nicht eingehen. Daß südamerikanische Kaiser voreinst kostbare Federmäntel trugen, sei auch nur am Rande vermerkt.
Nun also können wir uns leichteren Herzens den Damen zuwenden, und es ist mir, da ich mit meinen sechzig Jahren von den jungen ohnehin nicht mehr viel zu erwarten habe, ein Herzensbedürfnis, dem Leser zuerst meine alte Großmutter vorzustellen, mit dem schwarzen „Kapotthut", dessen kostbarster Schmuck ein Silberreiher-Stoß, eine Aigrette, war. Sie hatte gewiß nichts gegen Federn einzuwenden, wenn sie auch ihren Schwanenpelz nicht mehr trug und die vielfach umgearbeiteten und umgefärbten Straußenfedern gerade in der Mottenkiste lagen - viele davon bereits von Geschlecht zu Geschlecht vererbt, je nach der Mode hervorgeholt oder wieder eingekampfert. In ihrer Jugend, in den sechziger Jahren, waren sie wieder aufgetaucht, und ihre eigene Großmutter hatte, um 1830, zwischen Schuten und Bänderhüten auch schon die straußfederwallenden Ungetüme getragen. Das Miniaturbild einer Urahne, aus der Empirezeit, zeigte gleichfalls einen über einer Art Helm wippenden Busch - und daß Zopf und Rokoko auf gewaltige Frisuren noch mächtigere Federgebilde gesteckt hatten, war ihr aus manchem Modebild geläufig. Heute könnte ich ihr verraten, daß schon Lucas Cranach in seinem Bildnis dreier Mädchen den Gebrauch der Straußenfedern bezeugt hat, daß freilich im Beginn der Neuzeit mehr die Herren der Schöpfung es waren, die sich ihrer bedienten - mein Gott, was haben wir Männer seitdem Federn gelassen! - und daß der riesige Straußenfeder-Fächer, der immer wieder, bis vor dem ersten

Weltkrieg, modern wurde, bereits in dem Bildnis der Marie Louise de Tassis von van Dyck - und früher noch - beglaubigt ist. Wenn ich ihr freilich erzählt hätte, daß die Federn im siebzehnten Jahrhundert vorwiegend den Pferden der Prunkschlitten und -wagen aufgesetzt wurden, wäre sie wohl beleidigt gewesen.

Kurz also, meine Großmutter war keine Feindin der Federn - schon um des Federbetts willen, das damals seine hohe Zeit hatte; aber daß sich, kurz nach der Jahrhundertwende, ihre Tochter - meine Mutter - einen ganzen Paradiesvogelbalg auf ein tortenschachtelähnliches Gebilde drapierte, ging ihr, wenn man so sagen darf, über die Hutschnur.

Und in der Tat, das war wirklich modern, das war, soweit wir - Irrtum vorbehalten! - die

Modeblätter und die historischen Bilder zurückverfolgen, noch nie dagewesen! Der Vogel Strauß ist ein uralter Federnlieferant der Menschheit, Afrika ist seine Heimat, nichts Neues hat man bereits der Königin von Saba über ihn erzählen können - und auch wir wollen's uns drum ersparen -; aber der Paradiesvogel ist ein verhältnismäßiger

Neuling dagegen, denn erst im 16. Jahrhundert wurde in Europa das Nähere über ihn mitgeteilt. Daß er ein Sperlingsvogel, also ein Vetter des gewöhnlichen Spatzen sein soll, mögen die Ornithologen selbst verantworten; ein Rabe ist er im besonderen, kein weißer zwar, sondern ein bunter, der in etwa achtzig Arten Neuguinea und die Papua-Inseln bewohnt. Der uns bekannteste, der eigentliche Paradies- oder Göttervogel, ist braun und goldfarben, die langen Schwanzfedern spielen bis ins reine Weiß hinüber. Ein solcher war es auch, den meine Mutter auf dem Hut trug, bis dann die Tierfreunde und Naturschützler die Modediktatoren überzeugten, daß doch gelackte Kirschen, künstliche Blumen und dergleichen weit hübscher seien, und die Damen von der Viehzucht auf den Ackerbau übergingen und vorübergehend rein vegetarische Hüte aufnahmen - nur was man einer Frau zuerst in den Kopf setzt, setzt sie dann auch auf den Kopf.

Aber die Feder ist ein viel zu natürlicher, um nicht zu sagen, eingeborener Schmuck des Menschen, als daß er auf die Dauer unterdrückt werden könnte, und da die Mode überdies ein dauernder Wechsel ist, kamen auch die Federn immer wieder „obenauf". Es wäre reizvoll genug, ihren Kampf durch die Jahrhunderte zu verfolgen, wie sie von Perlen und Agraffen, von Bändern und künstlichen Blumen - oder von „gar nichts" - verdrängt wurden und sich wieder „behaupteten". Aber das käme einer Geschichte der Mode gleich, die ich mit meiner schwachen Feder nicht schreiben kann.

Vom Adler war bei den Männerhüten schon die Rede, der Reiher kam bereits auch an die Reihe - man unterscheide, bitte, genau die drei Reiherfedern vom Kopf des Fischreihers und den Reiherstoß (Aigrette) des Silberreihers: weiße, dünnschäftige Federn mit paarweise gestellten, seidenglänzenden Fäserchen - und nun wäre noch der Marabu zu nennen, dem man die Federn, die er auf seinem kahlen Grind selbst brauchen könnte, auf der Kehrseite ausrupft, um sie wiederum auf den Kopf zu stellen - ewiger Kreislauf des Lebens. Daß der Marabu ein Storch ist, kümmert die Damen um so weniger, als er ja weit weg in Afrika und Indien haust. Wer übrigens von all diesen Vögeln mehr wissen will, der lese in Brehms - oder in „Roths Tierleben" nach, wo er auch treffliche farbige Bilder von Julius Himpel findet.

Die wunderlichsten Federn überhaupt sind wohl die des Pfauen und des Fasans. Die Pfauenfeder hat sich in den westlichen Ländern als Kopfschmuck nicht eingebürgert - wie sollte sie auch eine Bürgerin (außer im Fasching) tragen; höchstens, daß unsere verstaubten Vorfahren sie in Blumenvasen aufs Vertiko stellten. Bürgerlich ist auch die ellenlange Feder des Fasans nicht geworden, sie verlangt schon Kühnheit und, nach Wahl, höchsten Charm oder tiefsten Humor. Denn ihre Herkunft vom kecken „Geisbubenhut" verleugnet sie nicht, wobei als verschärfender Umstand hinzukommt, daß schon dieser Geisbubenhut eine artfremde Erfindung ist. Bleiben wir bei den Hühnervögeln: eine Zeitlang waren Büschel von schwarzgrün glänzenden Hahnenfedern beliebt, die Brustfedern des Perlhuhns zählten auch die Modistinnen zu den Perlen ihrer Kunst, und die Gans, die als dumm gilt, stellte sich doch sehr geschickt auf die veränderte Zeit ein - kaum war ihre Feder als Schreibwerkzeug aus der Mode gekommen, tauchte sie, aus der Tinte gewissermaßen, als Hutfeder wieder auf.

Gerade weil ich noch unendlich viel schreiben könnte, will ich mich kurz fassen: es gibt beinahe keinen Vogel, mit dessen (fremden) Federn sich unsere Frauen nicht schmücken möchten. Es ist lieb von ihnen, daß sie sich nicht durchaus auf den seltenen Vogel, rara avis, versteifen, denn wie lange hielte der Uhu etwa das aus, die ohnehin fast ausgestorbene Rieseneule unserer Forsten? Auch die Modekünstlerinnen machen zum Glück nicht viel Federlesens: wo es die echten Federn nicht sein können, nehmen sie - andere und verstehen sie so herzurichten, daß ihre Erstbesitzer, falls sie's erlebten und erführen, den Größenwahn bekommen müßten. - Ein guter, geschmackvoller Federnbesatz ist nicht billig und kann's auch nicht sein. Aber was eine rechte Evastochter ist, würde lieber auf das Huhn im Topf als auf den Vogel auf dem Kopf verzichten, zumal der ja - mindestens für ein Jahr - eine einmalige Anschaffung ist. Halt, halt! Da kommt noch der Papagei und fragt entrüstet an, warum er weder in Bild noch Wort erwähnt worden ist: er, der Inbegriff des bunten Vogels?! Ich weiß es nicht, meine Frau weiß es auch nicht - aber wahrscheinlich doch, weil er reden kann und es nicht wohl angeht, sich gewissermaßen „geflügelte Worte" auf den Hut zu stecken.

Illustrationen Wilhelm Eigener; Modellzeichnungen Barbara Beyreiss

UNBEGRENZTE MÖGLICHKEITEN

Zwei Männer, die sich verfeindet hatten, führten einen Prozeß miteinander. Es ging nicht um viel, aber jeder war entschlossen, zu gewinnen. Der Verhandlungstag kam heran. Mr. Johnson, der Anwalt des ersten, betrat den Gerichtssaal mit mehreren Zeugen für seinen Mandanten.
Ein paar Minuten später kam Logan, der Anwalt des andern, herein. Als er Johnson inmitten seiner Leute erspähte, rief er erschrocken: „Johnson, sind das Ihre?"
„Gewiß", schmunzelte Johnson.
„Dann gebe ich auf. Sie gewinnen! Ich habe diese Zeugen schon zweimal selbst vor Gericht gebraucht."

Der bekannte amerikanische Senator Lodge ließ sich einst über die Zwecklosigkeit der meisten staatlichen Untersuchungs- und sonstigen Ausschüsse aus. „Sie erinnern mich an einen Mann namens Si Hoskins", illustrierte er seine Ansicht. „Si erhielt einst den Job, Moschusratten zu schießen, die einen Damm zu unterwühlen drohten. Bei lieblichem Frühlingswetter traf ich ihn eines Morgens am Ufer des Wassers im Gras sitzen, seine Büchse auf den Knien.
„Was tust du denn hier, Si?" fragte ich.
„Ich werde dafür bezahlt, Moschusratten zu schießen, Sir", antwortete er. „Sie nagen am Damm herum."
„Aber da läuft ja gerade eine!" sagte ich. „Schieße doch, Mann! . . . Warum rührst du dich denn nicht?"
Si paffte ruhig aus seiner Pfeife und bemerkte: „Denkst du denn, daß ich meinen Job verlieren möchte?"

Als der Film noch in seinen Kinderschuhen steckte, gelang es dem Künstleragenten David Freedman, einen glänzenden Kontrakt für den von ihm betreuten Schauspieler Francis Bushman zu arrangieren.
Bushman hatte bis dahin in Chikago an einem Theater für 250 Dollar pro Woche gespielt. Freedman ließ ihn nach New York kommen und nahm ihn am Zentralbahnhof in Empfang, um ihn über den Broadway zum Büro der Metro-Filmgesellschaft zu führen. Freedman trug einen mit 2000 Pennystücken gefüllten Sack bei sich. Unterwegs ließ er alle paar Schritte einen Penny aus einem Loch herausfallen. Kinder begannen sie aufzusammeln und folgten ihm, dann auch neugierige Erwachsene. Als die beiden nach und nach in die Nähe des Metro-Büros kamen, befand sich eine große schreiende und gestikulierende Menschenmenge in ihrem Fahrwasser.
Bei der Metro steckte man wegen des Lärms die Köpfe aus den Fenstern, und die Verantwortlichen waren von der anscheinenden Volkstümlichkeit von Bushman derart beeindruckt, daß sie ihn sogleich für 1000 Dollar pro Woche engagierten.

Der frühere amerikanische Präsident Theodore Roosevelt, der „Rauhreiter", hielt einst während einer Wahl eine Rede. Ein anscheinend etwas simpler Nörgler unter der großen Zuhörerschaft unterbrach ihn des öfteren mit dem stereotypen Zuruf: „Ich bin ein Demokrat!"
Beim sechsten Mal beschloß Roosevelt - mit dem ein Hühnchen zu rupfen für zwischenrufende Nörgler im allgemeinen nicht empfehlenswert war -, sich des Mannes anzunehmen. Mit lächelnder Miene und orientalischer Salbung im Ton seiner Stimme wandte er sich an ihn: „Darf ich den Gentleman fragen, warum er ein Demokrat ist?"
„Mein Großvater war einer, mein Vater war einer, und ich bin auch einer", antwortete der Mann.
„Lieber Freund", ergriff nun Roosevelt wieder das Heft, um ihn zu erledigen, „angenommen, Ihr Großvater wäre ein Esel gewesen und Ihr Vater ebenfalls. Was würden Sie dann nach Ihrer Logik sein?"
„Ein Republikaner", antwortete der Zwischenrufer unerwartet.

Dr. Heinrich Riedel

ZU UNSEREN KUNSTDRUCKTAFELN

REMBRANDT HARMENSZ VAN RIJN: SELBSTBILDNIS. Soviel wir wissen, hat Rembrandt in seinem Leben nur eine einzige Reise gemacht. Sie dauerte einen halben Tag und führte ihn von Leiden nach Amsterdam. Er ist der einzige unter den genialen Verwandlern der Welt, der im kleinsten Kreise mit den Sternen sprach und über alle Tiefen immer nur den eigenen Himmel der Freiheit wölbte. Wo er das Leben suchte, die nur seinem Auge sich öffnende Größe im Zwielicht der Erscheinung, da traf er auf den Menschen, und auch ihn fand er unverschleiert und wahrhaftig zuerst und immer wieder bei sich selbst. Niemand in der Geschichte der Kunst ist mit Stift, mit Feder und Pinsel so oft vor den Spiegel getreten wie er; denn diese Selbstbiographie in Bildern umfaßt über hundert Werke. Nirgends hat er einen Gedanken niedergeschrieben, und die wenigen von ihm erhaltenen Briefe bringen nur karge, meist geschäftliche Mitteilungen: allein in seinen Bildern ruht die Fülle seiner geistigen Existenz, und in den Selbstbildnissen im besonderen finden sich lückenlos alle Fragen und Antworten, die Meditationen seines Lebens, das in der bewegten Linie seiner Höhen und Tiefen das Schicksal des Menschen schlechthin spiegelt. Es beginnt mit den Rätseln der Jugend, mit den Wirren und Abenteuern des Aufbruchs, sonnt sich im Glanz der Liebeserfüllung und des Besitzes und steht schließlich groß und einsam da, in der skeptischen Gelassenheit des Alters, die sich hin und wieder, wie in dem kurz vor seinem Tode entstandenen Kölner Selbstbildnis, in einen erschütternden Sarkasmus flüchtet. Das dieses Heft eröffnende Wiener Bild ist ein wenig früher gemalt. Über die alternden Züge drängt sich noch die Sinnenkraft eines gelebten Lebens, das mit seinen tiefen Enttäuschungen auf dem Grunde der dunklen Augen ruht; denn zehn Jahre früher hatte man ihm seinen Kunstbesitz, sein Haus und seine gesamte Habe versteigert. In einem milden Licht, das ganz aus sich selbst glüht und alles Dunkel weich verdämmern läßt, steht dieses große Antlitz in einem Raum des Lebens, dessen Sicherheit, dessen Fülle und Wärme ihm auch die bittersten Stunden nicht nehmen konnten.

PETER PAUL RUBENS: KINDERBILDNIS. In den ersten Jahren seiner Ehe mit der jungen Isabella Brant hat Rubens sich gern einmal von der Bühne seiner großen malerischen Aktionen zurückgezogen und seine von der ganzen Welt geliebten Kinderbildnisse geschaffen. Dieses mit so glücklichen Augen gemalte Bild, das wahrscheinlich seine frühverstorbene Tochter Klara-Serena darstellt, ist eine der bestrickenden Oberstimmen im großartigen Pathos seiner Werke. Der Pomp der Staats- und Standesporträts ist für einen Augenblick vergessen. Über die Dramatik aus schwellenden Leibern, aus Lichtkontrasten und immer neu eroberten Bildräumen hat sich ein stiller Zwischenvorhang gesenkt. Aber vielleicht ist selbst dieses Bild in einem ähnlichen Zustand rastlos allseitiger Aufgeschlossenheit gemalt, wie er etwa fünf Jahre später einen dänischen Arzt während seines Besuches im Jahre 1621 in Erstaunen versetzte: Rubens stand vor der Staffelei, ließ sich dabei aus dem Tacitus vorlesen, diktierte einen Brief und führte gleichzeitig die Unterhaltung mit seinen Besuchern. Die große Welt Europas, die er auf vielen Reisen kennenlernte, ging in seinem Antwerpener Wohnpalast ein und aus. Er war, kaum daß er begonnen hatte, eine europäische Berühmtheit, der Malerfürst seiner Zeit, der bereits 1611, trotz ausgedehnten Werkstattbetriebes, mehr als hundert Schüler abweisen mußte. Er malte in raschem Zugriff, die ihm mühelos zuströmenden Mittel wußte er bis zur Augenpracht des Virtuosen zu steigern, und was auch immer er vom Leben ergriff, selbst aus den Bezirken der Heiligen, das strahlt und quillt im Vollgefühl der Daseinsfreude. In diesem Bild fand er den reizend geschwungenen Mund und die Augen seiner schönen Gattin wieder, wie er sie einige Jahre früher in der Geißblattlaube gemalt hatte. Aber dieses glückliche Einsgefühl vermochte er auch dort bis zu rauschhafter Freude zu steigern, wo das Leben ihm in anderer Gestalt begegnete. Und darum lebt er noch heute, in vielem ein Mann seiner Zeit, in allem aber ein Glückswurf für die Menschheit.

Hermann Beckhoff

ESAIAS VAN DE VELDE: WINTERLANDSCHAFT. Es muß eine liebenswerte Generation gewesen sein, diese Generation um 1600. Das Pathos der Vorgänger unmittelbar nach 1500, auch wohl ihre geistigen und religiösen Sorgen, die unheimliche Manieristik von deren Nachfahren um die Mitte des 16. Jahrhunderts schienen eine Menschenfolge lang aufgehoben, und das, was diesseits war, schien so klar, so einfach und auch so schlicht in größere geistige oder allegorische Zusammenhänge einzuordnen. Was sind denn die zwölf Monatsdarstellungen, die der Jahreszeiten oder Temperamente anderes als Sinnbilder des wechselnden Natur- und - mit ihm verbunden - des Menschenlebens! Esaias van de Velde ist einer der liebenswertesten Künstler, leicht und locker in der Farbe, einfach in der Verbindung von Natur und Mensch, Schöpfer einer aus den kleinen Dingen gespeisten, großartigen Einheit der Welt. Auch in unserem kleinen Winterbilde, das in Originalgröße reproduziert wurde, ist nicht einmal das, was nun alles dargestellt und erzählt wird, das Entscheidende - so interessant und anheimelnd es sein mag -, entscheidend ist die Harmonie von Luft, Licht und Land, von Mensch und Tier, eine Harmonie, die viel mehr bedeutet als die Stimmung eines winterkalten Tages, die Heiterkeit munteren Menschentreibens besagen kann - eine Harmonie, die hinter den Dingen die Einheit des Alls, die Spur des Göttlichen erleben läßt.

EMIL NOLDE: JOCHEN. Dieses Aquarell gehört zu den unmittelbaren und suggestiven Schöpfungen jenes merkwürdig aufrührerischen, manchmal im Technischen fast disharmonischen Künstlers. Wir lieben dieses Blatt, weil es von einer aus dem nassen Aquarellpinsel geflossenen besonderen Kühnheit ist und in völliger Ungezwungenheit natürliche Gestik und Mimik in eine moderne künstlerische Form übersetzt.

Helmut May

WILHELM BUSCH: MÄDCHENSTUDIE. Der weltberühmte Zeichner der Bildgeschichten, die in unseren Tagen so phantasiearme und künstlerisch minderwertige Nachfolge gefunden haben, ist eigentlich erst nach seinem Tode (1908) als Maler bekanntgeworden. Kaum jemand hatte vorher gewußt, daß Wilhelm Busch auch ein wirklicher „ernster" Künstler gewesen war, der mit Pinsel und Farbe umzugehen wußte wie wenige seiner Zeit, der in seinem langen Leben ein ausgedehntes malerisches Werk geschaffen hatte. Angeregt vor allem durch die von ihm heißgeliebten Niederländer des 17. Jahrhunderts mit ihrem gesunden Wirklichkeitssinn, ihrer Heimatliebe und ihrer künstlerischen Aufrichtigkeit, war er nicht müde geworden, die biedermeierlich-begrenzte Welt seines dörflichen Lebenskreises, Landschaften und alltägliche Begebenheiten des Landlebens, die alten Mühlen und das Vieh, Stall und Stube und vor allem immer wieder den Menschen seiner familiären oder nachbarlichen Umgebung abzuschildern. Nicht nur Skizzenbücher über Skizzenbücher hat er vollgeschrieben mit Zeichenstift und -feder, ebenso hat er Malpappen und Holzbrettchen in großer Zahl mit dem Malpinsel wiederum „vollgeschrieben", mit rascher Hand nämlich, die der spontanen Beobachtung leicht und geschmeidig folgte. So haben fast alle Bilder und Bildchen, die farbig leuchtenden und die tonig gedämpften, in der Pinselführung ein ausgesprochen zeichnerisches Element, das den Gegenstand zumeist scharf akzentuiert erscheinen läßt. Das gilt auch für unser Mädchen. Mit blanken, dunklen Augen blickt es uns an. Sein Ausdruck hat etwas Helles und Waches. Es ist ganz Aufmerksamkeit und nicht etwa träumendes oder gar schläfriges Malermodell. Seine ungemein sicher gezeichneten Hände, derbe Kinderhände, sind fest auf seinem Schoß zusammengelegt, wie auch die Füße zusammengenommen sind - artig und adrett, wie es sich gehört, wenn der Onkel Wilhelm einen malt. Denn in diesem menschlichen Verhältnis steht der Maler sicherlich zu seinem künstlerischen Gegenstand, ob die Kleine nun eine wirkliche Nichte oder ein Nachbarskind war. Warum? Weil der Künstler sie mit Liebe ansieht. Und dieser herzliche Gefühlsstrom, den wir unmittelbar vor dem kleinen Stückchen bemalter Pappe spüren, macht aus der momentanen studienhaften Beobachtung mit allen ihren flüchtigen Reizen - eben des Augenblicks - zugleich auch ein Währendes - ein Bild.

Günter Busch

WILHELM BUSCH
(1832—1908)
MÄDCHENSTUDIE

YEHUDI MENUHIN

Über den musikalischen Wunderkindern schwebt ein besonderer Nimbus. Ihre Leistungen bewegen die Herzen. Nirgendwo wird Begnadung so unmittelbar spürbar. Aber Frühreife, auch die musikalische, verflüchtigt sich meist. Das Gift des strahlenden Erfolges vor der applaudierenden Öffentlichkeit trägt viel dazu bei. Beinahe die einzige Ausnahme, die diese Regel bestätigt, ist das Wunder Wolfgang Amadeus Mozart, der freilich mit seinem frühen Tode dafür bezahlen mußte.

Nur auf einem Gebiet der Musik hat Frühreife gelegentlich zu späterer Meisterschaft geführt: bei Geigern, Klavierspielern, überhaupt bei Instrumentalisten. Wer zum Hexenmeister auf den vier Saiten und den schwarzen und weißen Tasten bestimmt ist, wird schon früh aufgerufen. Und nur wer sich schon als Kind auf den Weg begibt, erreicht jenes überlegene Einssein von Mensch und Instrument, das die Menge begeistert.

Bei Yehudi Menuhin zeigt sich das Unerwartete denkbar früh. Die Eltern gehen gern ins Konzert, sind aber zu arm, um für die Kinder eine Wärterin zu bestellen. Daher nehmen sie Yehudi mit, als er erst ein Jahr alt ist. Und der Knabe schreit nicht etwa oder weint, sondern hört ruhig und mit geweiteten Augen dem Spiel zu. Als Yehudi drei Jahre alt ist, schenkt der Vater ihm eine Spielzeugvioline. Aber da sie nicht klingen will, wirft der Knirps sie auf den Boden und trampelt darauf herum. Der Vater denkt daran, daß er als Sechzehnjähriger von Hause weggelaufen ist, weil er nicht geigen sollte, und schenkt Yehudi eine Viertelgeige. Niemand beabsichtigt Besonderes. Yehudi übt, weil es ihm Spaß macht. Dann wird der Unterricht ernsthafter, und bald kommt der Knabe in die beste Lehre, die es in jenen Jahren gibt: Adolf Busch und Georg Enescu werden seine Meister. Mit zehn Jahren - 1927 - spielt Yehudi Menuhin zum erstenmal in der New Yorker Carnegie-Hall das Mendelssohn-Konzert, und die Kritik ist begeistert. Seinen Weltruhm beeinflußt noch mehr ein Konzert in der Berliner Philharmonie bald danach. Er spielt drei Violinkonzerte, die drei großen B's: Bach, Beethoven und Brahms. Bruno Walter dirigiert. Es ist ein rührendes Bild, wenn der fünfzigjährige Meisterdirigent den zehnjährigen, rotbackigen und blondhaarigen Knaben in Kniehosen an die Hand nimmt und ihn in das europäische Musikleben einführt.

Daß Menuhin in seinem jungen Ruhm nicht erstarrt, hat er, wie seine Worte bezeugen, den Eltern zu verdanken. Sie verhüten die üblen Folgen vorzeitiger Berühmtheit. Menuhin kehrt in die Stille ihres Hauses in San Francisco zurück, darf alljährlich nur zwanzig Konzerte spielen und wächst so, unberührt vom eitlen Betrieb der Öffentlichkeit, mit Schwestern und Freunden in häuslicher Traulichkeit auf. Auch der ersten Weltreise 1935 mit 110 Konzerten in 63 Städten von dreizehn Ländern folgen zwei Jahre völliger Zurückgezogenheit. Seiner Schwester Hephzibah fühlt sich Menuhin besonders verbunden. Sie ist eine ausgezeichnete Pianistin. Nichts liegt näher, als mit ihr auf Reisen zu gehen. Das Duo von Bruder und Schwester hat die Menschen in allen Ländern entzückt. Ihre Lebenswege verknüpfen sich noch enger. Als Yehudi 1940 die junge Australierin Nola Ruby Nicholas heiratet, finden sich bald danach Hephzibah und der Bruder von Yehudis Frau zum Lebensbund. Bruder und Schwester heiraten also Schwester und Bruder.

Im Jahr 1945 spielt Menuhin 300 Konzerte. Für noch nicht einmal ein Drittel nimmt er Honorare ein. Die anderen gelten den Soldaten im Feld oder wohltätigen Zwecken. Menuhin ist der erste amerikanische Künstler, der nach 1945 wieder in Paris spielt. Aber er erscheint auch als erster Ausländer in Berlin. Das Konzert vor rund zwanzig Jahren in der Philharmonie hat er nicht vergessen. Jetzt bekräftigt er seine alte Freundschaft mit Wilhelm Furtwängler. Die Verhetzung im Kriege hat ihn also nicht irregemacht. In der Sprache Bachs und Beethovens reicht er die Hand zur Versöhnung und hilft so als erster, Wunden zu schließen. Menuhin ist nicht nur ein großer Geiger und Künstler, sondern auch ein bewunderungswürdiger Mensch geworden.

Es ist nicht nur die technische Unfehlbarkeit, die sein Spiel auszeichnet. Er wird kein Virtuose wie Kreisler und betont das Klangliche nicht so sehr wie Hubermann. Menuhin verdrängt das Persönlich-Gefühlvolle bis zum Kühlen und läßt nicht sich, sondern die Komposition sprechen. Im Vortrag Bachscher Werke erreicht seine Kunst darum den Gipfel. Der Stil seiner Interpretation entspricht damit einem tiefen Zug unserer Zeit.

Friedrich Herzfeld

MERLINS WEINBERG

ERZÄHLUNG VON WOLFGANG ALTENDORF

„Da Sie immerzu auf Jagd nach guten Geschichten sind", sagte der Apotheker, „nach wirklich guten Geschichten", setzte er hinzu, „so will ich Ihnen einmal die Geschichte von Jean Merlin erzählen. Sie ist eine heroische Geschichte mit traurigem Schluß, damit Sie's wissen. Und wenn sie auch kein happy end hat, verstehen Sie, und wenn sie noch so tragisch ausgeht, ja, ich glaube, man sollte sie trotzdem mal aufschreiben. Ich weiß nicht genau warum. Vielleicht merken Sie's, wenn ich sie Ihnen erzählt habe.

Da war nun also dieser Jean Merlin, ein kleiner Weinbauer mit nichts und wieder nichts als einem Viertelmorgen Wingert am Hang. Das ist nicht viel. Das ist, wie Sie wissen, verdammt wenig! Sein Vater, ein Trinker - ja, und wenn ein Weinbauer trinkt, pfui Teufel, wenn er säuft, Herrgott noch einmal - was bleibt da noch übrig? -, der hatte ihm das Stückchen Weinberg übriggelassen. Rein zufällig. Er hätt's ebenfalls vertrunken, hätt' ihn der Schlag nicht rechtzeitig gerührt. Und wie man das oft so trifft, sein Sohn, der Jean, der war ein ordentlicher Kerl. Ihm war's ja vorexerziert worden, wo es endet, das sinnlose Saufen, wenn man im Keller zwei, drei Stück Wein liegen hat und kein bares Geld dafür zu bezahlen braucht. Ihm war's vorexerziert worden. Er war kein Abstinenzler. Schließlich mußte er ja seinen Wein versuchen. Und wir wissen ja alle miteinander, daß, mit Maß genossen, Weisheit und Gesundheit aus dem Fasse strömt. Nun, Merlin hatte seinen Haustrunk und auch das Notwendige zum Essen. Damals war's ja noch nicht so entsetzlich teuer. Damals bekam man ja noch etwas für sein Geld! Na, ja. Aber ein gesunder Mann braucht bekanntlich mehr. Eine hübsche, junge Frau beispielsweise und Kinder dazu, die ihm gehören. Hat das Leben einen anderen Sinn? Jean Merlin sehnte sich von ganzem Herzen nach einer Frau. Er war schon ein merkwürdiger Mensch. Ein gewöhnlicher Mensch - Sie verstehen, wie ich das meine - ein gewöhnlicher Mensch wäre auf ganz andere Weise mit alldem fertig geworden! Da Merlin ein Träumer war, wußte er beispielsweise ganz genau, wie er sich in einer Ehe aufführen würde. Er würde arbeiten und schuften von früh bis spät, wie er das ja auch jetzt schon tat, aber diesmal für den süßen Lohn des Feierabends. Für die Stunden auf der Bank vor dem Häuschen mit ihr oder für den gemächlichen Gang an ihrer Seite durch die Dorfstraße. Und abends unter der Lampe am Tisch - oh, er wußte es ganz genau. Er hatte die Fähigkeit, sich's auszumalen, wie es sein würde!

Ganz plötzlich, wie das bei ruhigen Menschen meist der Fall ist, verliebte er sich in ein Mädchen aus der Nachbarschaft. Das war eine sehr heftige Liebe, wie sie so überraschend kam und völlig von ihm Besitz ergriff. Wenn er an sie dachte, spürte er einen schmerzhaften Stich im Herzen, und wenn sie ihm zufällig begegnete, war er fast unfähig, ein Wort zu stammeln. Oh, er liebte sie vollkommen. Dabei war sie kein bedeutendes Mädchen. Ihr Vater besaß vielleicht einen Morgen an Weinbergen, wenn man alles zusammenzählte. Aber daran hing es letzten Endes.

Der Alte, dieser verdammte alte Kerl, hatte hochfliegende Pläne mit seiner einzigen Tochter. Und da er nur einen Morgen besaß und kaum einen Quadratmeter darüber, forderte er einen Schwiegersohn, der mindestens zwei Morgen wog. Zwei gute Morgen an Weinbergen. Unter dem war mit ihm überhaupt nicht zu reden.

Jean Merlin hatte seinen Traum, diesen Traum von seiner Ehe, diesen herrlichen, glücklichen Traum. Ihn wollte er verwirklichen, denn er fühlte ganz plötzlich eine Kraft in sich, eine wahrhaft unendliche Kraft. Die Liebe hatte diese Kraft in ihm geweckt. Ein Blick aus den Augen seines Mädchens hatte ihn wach gemacht, hatte ihn aufgeschreckt aus der Dumpfheit, die noch vom Leben seines Vaters in ihm steckte. Merlin, Jean Merlin, setzte sich ein Ziel. Er begann zu sparen. Er jagte nach dem Geld und spürte nach jedem Verdienst, er machte sich nützlich, wo er nur konnte. Und im Herbst hatte er Glück. Es gelang ihm, die Maische günstig zu verkaufen. Alle staunten darüber. Jedem imponierte es, daß er ein so guter Kaufmann gewesen war. Mit dem Geld kaufte sich Jean Merlin den kleinen Zipfel zurück, den sein Vater kurz vor seinem Tode vertrunken hatte.

Seitdem sprach man über Jean Merlin und sein Mädchen. Jeder kannte die Bedingungen des Brautvaters, jeder respektierte sie, denn man versteht zu rechnen hier bei uns. Man hält viel von Geschäften, von guten Geschäften, von Geschäften, die etwas einbringen. Aber man wußte auch, daß Merlin und sein Mädchen zusammengehörten. Man glaubt ja bei uns noch an eine höhere Ordnung, an ein Schicksal, das alles fügt. So freute man sich, daß er sich regte und sich umtat, daß er die Fäuste rührte. Da fand er zum Beispiel eine Stelle als Nachtwächter bei der Brennerei. Das brachte Nacht für Nacht bares Geld. Man fragte nicht danach, wann er denn nun eigentlich schlief. Das war seine Sache. Es war auch seine Sache, den Kaufpreis für sein Mädchen zu zahlen. Es war seine Sache, die zwei Morgen Weinberge zusammenzubekommen. Darunter tat es der Schwiegervater nicht. Hatte er es nötig?

Jean Merlin sparte und sparte. Und wenn er eine runde Summe zusammen hatte, dann kaufte er und vergrößerte seinen Weinberg um einige weitere Zipfel. Die Bauern verkauften an ihn, zwar nicht billig, o nein! Jeder macht gerne Geschäfte. Und wo einer kommt und sagt: Ich will kaufen, soll man da nicht zehn Mark draufschlagen? Aber sie verkauften gerne an ihn. Sie sagten: ‚Wie er für sein Mädchen schuftet!' Und die Frauen bekamen glänzende Augen, wenn sie davon sprachen. Das war doch etwas! Und wie sehr sie sich liebten!

Na, und endlich war es so weit, daß ein guter, ein ganz klein wenig über dem Durchschnitt liegender Herbst das letzte Stück Weinberg zu den zwei Morgen bringen mußte. Vielleicht war's noch ein Viertelchen - ich weiß das nicht mehr so genau. Viel mehr bestimmt nicht. Und das Jahr ließ sich gut an. Ein kalter Winter hatte die Schädlinge niedergehalten. Jean, täglich in seinen Weinbergen, hütete jeden Stock wie seinen Augapfel. Er studierte die Winzerbeilage der Zeitung und hielt sich gewissenhaft an jede Anweisung, die die Forschungsstelle der Weinbauschule herausgab. Gewöhnlich begegnen die Bauern dem allen mit viel Mißtrauen. Aber Jean Merlin wollte sein Mädchen. Das war eine sehr ernste Sache. Er hielt seine Stöcke sauber. Sie setzten gut an. Die Blüte verlief ohne Frost, das Wetter schien für die weitere Entwicklung wie geschaffen. Alles war in schönster Ordnung.

Im August kam dann das Unwetter. Ich habe schon viel erlebt. Ich war lange vor dem Weltkrieg mal auf Haiti. Dort habe ich einen Hurrikan mitgemacht. So schlimm war's damals ja nicht. Aber ich hab's in meiner Erinnerung behalten, und bis zu diesem August erlebte ich hier nichts Derartiges. Der Tag begann - ich entsinne mich noch genau - hell und freundlich. Aber es wurde schwül. Gegen Mittag überzog sich der Himmel schwefelgelb. Das war merkwürdig. Man hatte hier so etwas noch nie beobachtet. Der Dunst, der fast bis zum Kirchturm herabreichte, ballte sich zu einer schweren Wolke zusammen. Ein Blitzschlag öffnete die Schleuse, und dann prasselte es hernieder. Es war ein fürchterlicher Platzregen; der Sturm peitschte ihn in schrägen, zischenden Güssen. Das Wasser schoß aus den Weinbergen heraus hinunter ins Dorf, schlammig, blutrot fast, aufschäumend. Da wußte Jean Merlin, daß an eine Hochzeit mit seinem Mädchen auf Weihnachten nicht zu denken war, ja, daß es nun vielleicht Jahre dauern würde, daß ebensogut niemals etwas daraus werden konnte.

Dieser böse Regen fiel eine Stunde lang. Es war nicht nur für Merlin, auch für die anderen Weinbauern eine verderbliche Stunde. Aber niemand verlor so einen gewaltigen Einsatz. Die gute, rote Erde war aus vielen Weinbergen weggeschwemmt worden. Die Reben standen mit entblößten Wurzeln über dem Gestein, einzig von den Holzpfählen gehalten. Aber auch die waren an vielen Stellen ausgespült und umgestürzt. Der Schlamm lag fußhoch in den Gassen und hatte die Wege mit einer dicken Schicht überzogen.

Jean Merlin stand mit den Bauern in der Sonne auf der Straße. Er stocherte wie sie mit seinem Stock im Schlamm, um die Höhe zu messen. Er war stumm geworden vor dem, was mit ihm geschehen war. Die Bauern wußten, was es für ihn geschlagen hatte. Aber das eigene Unglück war ebenfalls groß. Niemand war verschont geblieben. Nun kam auch das Mädchen. Sie stand neben ihm, und sie weinte. Sie hielt seine Hand, und es war ihnen beiden unendlich traurig zumute. Da sagte jemand von den Bauern: ‚Ah, die zwei da! Das Schicksal meint es verdammt dreckig mit denen!'

Da drückte Jean Merlin die kleine, weiche Hand. ‚Ich werd's trotzdem schaffen', sagte er, ‚trotz allem.' Und was nun geschah war wohl das Tollste, was dieses kleine Dorf je erlebt

hat. Jean Merlin griff sich seine Karre, durchzog die Straßen, schaufelte die Erde auf und fuhr sie den Hohlweg hinauf zu seinen Weinbergen. Dort schob er sie von Rebstock zu Rebstock und hüllte die nackten Wurzeln wieder ein in die gute, fruchtbare Erde. Er tat das unermüdlich, Stunde um Stunde. ‚Was will er damit?' fragten die Bauern. ‚Er ist verrückt', sagten sie. ‚Es ist unmöglich, daß er es je schafft, und wenn, wer garantiert ihm, daß es hilft? Er wird zusammenbrechen, ehe er einen winzigen Bruchteil des Schadens wieder geflickt hat.' Jean Merlin aber dachte nur an sein Mädchen. Er dachte an nichts weiter als an die Hochzeit zu Weihnachten, an seinen Traum von der Ehe. Unvorstellbar, was der Kerl schaffte. Unbegreiflich, wie er es durchhielt. ‚Weihnachten oder nie', so dachte er. Die Stöcke standen gut. Nur die Erde war weggeschwemmt. Es mußte zu einem guten Herbst kommen. Es war notwendig.

So füllte er Karre um Karre. So zog und drückte er Karre um Karre den Berg hinauf, unermüdlich, unablässig, bis in den Abend, bis in die Nacht hinein, bis in den frühen Morgen hinein. Weiß der Teufel, wieviel Karren er füllte, schob, entleerte, wieviel Stöcke er neu einpflanzte. Er wußte es wohl selbst nicht. Er zählte sie nicht. Er füllte nur, schob nur, stülpte aus, füllte wieder - Karre für Karre, Rebstock für Rebstock. Und dann war's plötzlich aus, fertig. Er brach zusammen. Er lag da, stumm und steif. Irgendwo war er liegengeblieben, irgendwo in der Dorfstraße. Die Bauern hoben ihn auf, trugen ihn in sein Haus zurück. Aber Jean Merlin hatte es geschafft. Er hatte seine Reben wieder eingepflanzt. Sie lag wieder droben in seinen Weinbergen, die heruntergespülte Erde. Er hatte es geschafft. Er hatte seinem Schicksal ein Schnippchen geschlagen. Es war ihm gelungen, sein Schicksal zu überrunden! Er, Jean Merlin war Sieger geblieben. Tausend Karren und mehr hatte er raufgeschafft. Und wenn's nur hundert waren. Jede Karre wog zehnfach.

Er schlief zwei Tage und zwei Nächte, steif wie ein Klotz. Niemand konnte ihn aufwecken. Er schlief und schlief und schlief. Niemand konnte ihn aufwecken, konnte ihn wachrütteln, konnte ihm sagen: ‚Er ist wieder heruntergespült worden, dein Weinberg.'

Ja, heruntergespült! Das Unwetter war wieder zurückgekommen. Es hatte sich irgendwo gefangen, drüben, im Odenwald. Es war zurückgekommen. Es hatte gelauert, verdammt nochmal. Es hatte ihm zugesehen. Es hatte gewartet, gewartet bis auf die letzte Karre. Und dann war es zurückgekommen. Und es hatte besonders verheerend gewütet über Merlins Weinberg. Wo hätte es auch sonst wüten können?

Aber Jean Merlin schlief zwei Tage und zwei Nächte. Als er endlich aufwachte, als es ihm in den Sinn kam, was er geleistet hatte, da wurde er froh und glücklich. Ja, ja - er hatte es geschafft. Er würde sein Mädchen nun bekommen zu Weihnachten, für all die schreckliche Mühe. Niemand konnte sie ihm mehr streitig machen.

Er sah nicht die bedrückten Gesichter der Bauern, die ihm begegneten, als er durchs Dorf hinauf zu seinen Weinbergen ging. Er hatte seinen besten Rock an und ging den Hohlweg hinauf, stapfte durch den Schlamm, wußte nicht, daß es dieselbe Erde war, die er Karre für Karre nach oben geschleppt hatte. Er dachte an nichts als an sein großes Werk, das ihm niemand vorgemacht hatte, das ihm niemand mehr nachmachen würde. Die Bauern blickten ihm nach. Und da bekreuzigte sich einer von ihnen, als ahnte er erst jetzt, was Furchtbares geschehen war.

Und das ist das Ende dieser Geschichte. Später fand man ihn oben liegen, zwischen den zusammengestürzten Zeilen eines seiner Weinberge. Er war tot. Mit der Weinbergschere hatte er sich die Kehle aufgerissen. Sein Gesicht lag unter den ausgespülten Wurzeln eines Rebstockes. Er wurde hinter der Friedhofsmauer begraben, in ungeweihter Erde.

Aber ich sage mir: was wäre aus diesem Kerl, aus diesem Jean Merlin geworden, wenn er's überstanden hätte? Wenn er sein Schicksal begriffen hätte? Oder - ist die Liebe so gewaltig, daß sie aus Zwergen Riesen macht, warum, so frage ich mich, war sie nicht gewaltig genug, um diesen Jean Merlin daran glauben zu lassen, daß eindreiviertel Morgen nichts an ihrer Bestimmung ändern?

Ich habe lange darüber nachgedacht. Aber man kommt immer nur auf das eine zurück, mein Herr: dieses Leben ist doch recht merkwürdig in seinen großen Bezirken, aber auch in den kleinen. Zu Allerheiligen brennt auch auf Jean Merlins Grab ein ewiges Licht, und jeder weiß, wer's ihm entzündet."

1. und 2. Die Porzellanmasse wird in die Gipsform gegossen, und schon nach einigen Stunden ist der Kannenkörper fertig

EINE TEEKANNE ENTSTEHT

VON URSULA EBERS

Wie sie so wohlgerundet, blendend weiß und spiegelglatt, ihre schöngeschweifte Schnaupe - manche sagen auch Tülle - behäbig nach vorn geneigt, das goldgelbe Getränk aus ihrem Bauch in die Tasse rinnen läßt, ist sie schon eine rechte Augenfreude, unsere Teekanne. Wer sie festgefügt und wohlgefüllt im Kreise der Tassen und Untertassen ihres Amtes walten sieht, der wird schwerlich auf den Gedanken kommen, daß sie vor gar nicht langer Zeit als dicker, weißlichgrauer Schlammstrahl einem eimerartigen Blechgefäß entflossen ist. Und doch begann auf diese unromantische Weise ihr Teekannendasein. Das heißt, genau genommen wurde sie eigentlich schon längere Zeit vorher geboren, an dem Tag nämlich, als ihr Schöpfer Dr. Hermann Gretsch ihr Urbild, das nach seiner Entwurfszeichnung angefertigte endgültige Gipsmodell, vollendete, das dann von der Porzellanfabrik Arzberg als „Teekanne Arzberg 1495" in das Herstellungsprogramm übernommen wurde.

Aber verfolgen wir einmal am Beispiel einer ihrer überaus zahlreichen Schwestern - ihr Typ ist außerordentlich gefragt - die einzelnen Stationen ihrer Verwandlung vom trüben Brei zur strahlenden Hauptfigur eines Teegedecks im Bild. In langen Reihen lagern in den Vorratskellern der Porzellanfabrik mächtige Kuchen; sie sind der Stoff, aus dem unsere Teekanne gemacht werden soll. Diese Kuchen haben schon einen mühseligen Werdegang hinter sich. Porzellanerde aus den Kaolingruben, besonders aufbereiteter,

3. Vorsichtig werden die Sieblöcher in die weiche Wandung gebohrt. — 4. Das Angarnieren der Schnaupe

feingemahlener Feldspat und Quarz in inniger Vermischung sind ihre Bestandteile. Auf 50 Teile Kaolin kommen im allgemeinen 25 Teile Feldspat und ebensoviel Quarz, doch befolgt hier jede Porzellanfabrik ihre eigenen Rezepte, je nach der Beschaffenheit ihrer Erden. Durch Magnete sind der zu einem Brei angerührten Masse die vielen winzigen, mechanisch gebundenen Eisenteilchen entzogen worden, die in jeder Erde enthalten sind und im fertigen Porzellan häßliche braune Flecken verursachen würden. Dann ist die Masse in Filterpressen entwässert und im Massekeller eingelagert worden, um zu „mauken", das heißt, zu gären, ein wichtiger Vorgang, von dem die Qualität des Porzellans weitgehend beeinflußt wird. (Von den Chinesen wird gesagt, daß sie für ihre hauchdünnen Porzellane die Masse oft fünfzig Jahre lang lagern ließen.) - Doch es ist soweit: in die unübersehbare Reihe der Teekannen, die

5. Besondere Sorgfalt erfordert das Anbringen des Henkels

6. Die fertig geformte Teekanne wird verputzt. — 7. Mit dem Schwamm werden alle Unebenheiten geglättet

seit Jahrzehnten in dieser Porzellanfabrik entstanden sind und weiter entstehen werden, soll nun auch unsere Kanne treten. Der ihr vom Schicksal vorbestimmte Kuchen wird also aus dem Keller geholt und in einer Masseschlagmaschine gründlich durchgeknetet, bis sich auch das letzte Luftbläschen davongemacht hat. Eine Beifügung von Soda - Ammoniak oder Wasserglas tun es ebenfalls - läßt daraus bei verhältnismäßig geringem Wasserzusatz einen geschmeidigen, sich schleimig anfühlenden gießfähigen Brei entstehen, der nun, wie Abbildung 1 zeigt, in eine der Gipsformen gegossen wird, wie sie zu Hunderten, ja Tausenden nach dem ursprünglichen Gipsmodell inzwischen angefertigt worden sind. Sie besteht aus mehreren Teilen, die während des Gießens fest miteinander verbunden sind. Gleichzeitig werden in besonderen Formen Schnaupe, Henkel und der Teekannendeckel mit dem Knopf gegossen.

8. Nach dem ersten Brand wird die Kanne in die flüssige Glasur getaucht

9. Der Glattbrand im Rundofen: 60 Zentner Porzellan in ihren Schamottekapseln

Die innere Wandung der Gipsform entspricht der äußeren Gestalt der Kanne. Da Gips die Eigenschaft hat, große Mengen Wasser aufzusaugen, setzt sich bald an der Innenseite der Form eine Schicht von Porzellanmasse ab, der das Wasser weitgehend entzogen ist. Hat diese Schicht die richtige Dicke - der Fachmann sagt Scherbenstärke - erreicht, wird der Rest der Porzellanmasse ausgegossen. Zurück bleibt in der Form der Hohlkörper der Kanne. - Einfacher ist die Herstellung der Rohkörper bei Tassen und Untertassen. Sie werden entweder in zweiteiligen Gipsformen massiv ausgegossen, wobei der Raum zwischen Ober- und Unterteil die Form der Tasse oder Untertasse hat; oder sie werden in der Porzellandreherei mit Hilfe von Schablonen auf der Drehscheibe angefertigt.

Nach einer angemessenen Trocknungszeit, in der Regel einige Stunden, wird die Gipsform auseinandergenommen und der Körper der Teekanne behutsam ans Tageslicht gehoben (Abb. 2). Die stumpfe graue Oberfläche läßt noch nichts von dem späteren Glanz erkennen. Noch ist die Masse weich und empfindlich, jeder Druck oder Stoß würde ihre kaum gewonnene Form beeinträchtigen oder zerstören. Deshalb nimmt unsere Teekanne ihren Weg fast ausschließlich durch geschickte Frauenhände. In Abbildung 3 bohren diese Hände gerade mit scharfen Instrumenten vorsichtig, ganz vorsichtig Sieblöcher in den Kannenkörper. Auf das Sieb, das die Teerückstände beim Eingießen abfängt, legen vor allem Auslandskäufer besonderen Wert. Sind alle sieben Sieblöcher angebracht, wird mit ein wenig feuchter Porzellanmasse als Bindemittel die Schnaupe darübergesetzt - angarniert, wie es in der Fachsprache heißt (Abb. 4). Man sieht, mit welcher Akkuratesse das geschieht, mit Fingerspitzen und Fingerspitzengefühl. Wird die Schnaupe nicht genügend fest aufgesetzt, fällt sie sofort wieder ab oder dem späteren Besitzer eines schönen Tages in die Teetasse; wird sie zu

10. Die »Teekanne Arzberg 1495«. Entwurf Dr. Hermann Gretsch / Alle Aufnahmen von Willi Moegle, Stuttgart

fest angedrückt, bekommt die Kanne ein Loch und endet vorzeitig im Abfall. Fast noch größere Sorgfalt erfordert das Ansetzen des zierlich geschweiften Henkels (Abb. 5). - Sind Schnaupe und Henkel vorschriftsmäßig befestigt und dabei weder beschädigt noch verbogen worden, wird die fertig geformte rohe Kanne von allen Unebenheiten befreit (Abb. 6). Vor allem der Gießgrat, der sich dort bildet, wo die Teile der Gipsform zusammenstoßen, muß mit dem Messer sauber abgekratzt werden. In gleicher Weise wird der Teekannendeckel verputzt. Hat die Kanne auch diese Behandlung überstanden, wird sie „verschwammt", mit einem nassen Schwamm sorgfältig abgewaschen und geglättet (Abb. 7). Und nun, nachdem die Kanne ihre endgültige Gestalt bekommen hat, tritt eine längere Ruhepause ein. In einem warmen Raum bleibt sie einige Tage lang stehen, um an der Luft zu trocknen; soll der Trocknungsprozeß beschleunigt werden, kommt sie in eine geheizte Trockenkammer.

Der nun folgende erste Brennprozeß, der Verglühbrand, erfolgt in Öfen, die eine Temperatur von etwa 900° entwickeln. Nach der Abkühlung wird unsere Kanne sorgsam abgestaubt, auf der Unterseite mit der Fabrikmarke in Unterglasurfarbe gestempelt und dann für einen Augenblick in die flüssige Glasur getaucht (Abb. 8). Das noch poröse Porzellan saugt sofort eine genügend starke Glasurschicht auf. Nach kurzem Trocknen tritt der Schwamm noch einmal in Tätigkeit: vom Fußrand, der Stelle, die während des Brennens den Boden berührt, muß die Glasur wieder entfernt werden, da andernfalls Brenngut und Unterlage sich unlösbar miteinander verbinden würden. Inzwischen sind die Vorbereitungen für den zweiten Brand, den Glattbrand, getroffen worden. Die Kanne wird freistehend in eine feuerfeste Schamotte-Kapsel gesetzt. Ist der geräumige Rundofen mit hohen Stapeln solcher Kapseln gänzlich ausgefüllt, wird er zugemauert. Ein normaler Ofen faßt etwa 3300 kg Porzellan und 10 000 kg Schamotte. Rund 25 bis 30 Stunden hindurch wird nun tüchtig eingeheizt; denn jetzt vollzieht sich der wichtigste, der entscheidende Prozeß des gesamten Herstellungsverfahrens: aus dem unansehnlichen Gemisch von Kaolin, Feldspat und Quarz wird das vielbegehrte Porzellan. In den hohen Temperaturen von 1400° bis 1500°, die während der ganzen Brenndauer überwacht werden, schmelzen die Feldspat- und Quarzbestandteile und schließen die winzig kleinen Hohlräume und Poren, die sich noch in der Porzellanmasse befinden. Durch diesen physikalischen Vorgang, das Sintern, wird das Scherbengefüge in hohem Maße verdichtet, glashart, für Wasser völlig undurchlässig und erhält jene Transparenz, der das Porzellan vor allen seinen anderen Vorzügen den unbestrittenen Rang als edelstes Erzeugnis der keramischen Industrie verdankt.

Nach dem Brennen bleibt der Ofen noch einige Tage geschlossen, bis er völlig ausgekühlt ist. Dann wird er geöffnet und geleert. Auf Abbildung 9 ist ein solcher abgebrannter, bereits zum Teil ausgeräumter Rundofen zu sehen.

Und da taucht aus ihrer Schamottekapsel auch unsere Teekanne wieder auf. Wie hat sie sich verändert! Das unscheinbare, graue Gebilde hat sich in ein strahlend weißes Prachtstück verwandelt. Aber noch eine weitere Veränderung fällt ins Auge. Sie ist im Brennofen kleiner geworden. Die Strukturveränderung durch den Sinterprozeß hat sie um ein Siebentel ihrer ursprünglichen Größe zusammenschrumpfen lassen. Aber das ist bereits bei der Anfertigung der Gießformen berücksichtigt worden.

Unsere Teekanne wandert nun in die Sortiererei, wird von allen Seiten, inwendig und auswendig, von geübten Augen betrachtet und für gut befunden. Andere, bei denen kleine Fehler oder Mängel entdeckt werden, die bei den glatten Formen eher ins Auge fallen als bei gemusterten oder verzierten Stücken, werden als Fehlware deklariert und später zu einem geringeren Preis verkauft. Hin und wieder wird ein Stück, das größere Mängel zeigt, gänzlich ausgeschieden. Da unsere Kanne nicht dekoriert - bemalt oder bedruckt - werden soll, hat sie nur noch eine kleine Schönheitskorrektur zu überstehen; in der Schleiferei bekommt sie - der Name sagt's schon - den letzten Schliff: der unglasiert gebliebene Fußrand wird geglättet und poliert.

Und damit hat die Teekanne alle Stationen ihres Werdeganges hinter sich gebracht und stellt sich nun im makellosen Glanz und Umriß ihrer von den Erzeugern gewollten und von ihren künftigen Besitzern gewünschten Form zur Schau - ein überzeugendes Beispiel zweckbestimmter Schönheit (Abb. 10). Aus einem Gedanken gezeugt, von Erde gemacht, durch Wasser, Luft und Feuer gegangen - ist sie nicht so etwas wie ein Sinnbild, unsere brave Teekanne?

INTERMEZZO IN CHAUDRUN

Erzählung von Max Krell

Der Applaus knatterte aus dem Parkett, strömte aus den Logen, donnerte aus den Höhen des Olymp, hallte hohl gegen den Kuppelhorizont der Bühne, rasselte schon etwas schwächer, wie Erbsenfall auf eine gespannte Trommel, hinter den Kulissen. Die Lantini ließ sich nicht wieder vor dem Vorhang sehen. Wie ein gereiztes Wild brach sie in ihre Garderobe ein. „Man soll mich in Ruhe lassen!" Zum Zeichen, daß sie nicht gewillt sei, noch einen Schritt auf die Bühne zu tun, schleuderte sie die Goldlackschuhe ab. Gewiß, ihre Füße waren etwas breit, und die Schuhe hatten sie den ganzen ersten Akt hindurch gekniffen. Aber das war es nicht, was sie in Zorn gebracht hatte. Sie hatte in der ersten Parkettreihe das Gesicht eines Menschen gesehen, das sie an die törichteste Stunde ihres Lebens erinnerte; dieses Gesicht hatte gefeixt, daß sie mehrere Male fast aus dem Konzept gekommen war.

Die Garderobiere, Frau Brun, lockerte ihr die schwere Atlasrobe, die panzerartig auf dem fülligen Körper saß. Sie hielt ihr ein Sektglas an die Lippen; ohne Sekt, sagte die Lantini, könne sie sich nicht zusammenreißen. Beim Trinken starrte sie in den Spiegel. „Alt! Scheußlich! Brun, du Teufelsweib, was hast du mit mir angestellt!" Sie streckte sich selber die Zunge heraus, sehr fein war sie nie gewesen. „Der Kapellmeister ist ein Idiot. Keine Einsätze. Kein Tempo. Alles geschmissen!"

„Sie waren großartig", versuchte die Brun zu besänftigen.

„Was verstehst du schon davon! Du kannst nicht einmal Dur von Moll unterscheiden. Wenn die Bande denkt, ich singe hier in Brüssel auch noch die ‚Tosca', hat sie sich getäuscht. Eine Schmiere ist das!" Frau Brun kannte diese Nervenerhitzungen. Sie stellte den Ventilator an. „Dreh das Ding ab", schrie die Lantini, „ich werde noch verrückt!" - „Herr Pasquier hat angerufen", sagte die unerschütterliche Brun. „Er wird in fünf Minuten hier sein."

„Nicht sehen will ich diese fette Null. Großartig, sagst du? Jemand muß den Karren aus dem Dreck ziehen. Aber was hast du davon, wenn du ganz alleine gegen einen wildgewordenen Stall anschreien mußt."

„Hören Sie doch den Applaus." - Allmählich beruhigte sich der aufgeregte Busen. „Den Fahrplan!" Ein Fahrplan war nicht da, die Brun nahm sich Zeit. Es klopfte. „Draußen bleiben!"

Pasquier trat ein. Er war ein rundlich wohlgenährter Herr im Frack, mit rotem Gesicht, blauen Augen, schneeweißem Haar, obwohl er noch keine fünfzig zählte. Geschäftsmäßiges Wohlwollen war in seinen Zügen festgefroren. „Barometer auf Sturm?" fragte er. „Es ist herrlicher Mondschein. Ich habe den Wagen vor der Tür, wir könnten nach der Aufführung noch eine Stunde hinausfahren. In Aalst gibt es eine hübsche Taverne; Spezialität: kleine Vorgerichte."

„Romantischer Idiot bis in den Magen hinein. Morgen. Ich reise morgen ab."

„Kleiner Kontraktbruch?" - „Was geht's dich an?" - „Immerhin bin ich für deine Verträge verantwortlich. Wenn du Torheiten machst, sperrt man dir die Gagen. Übrigens muß ich morgen nach Paris fahren. Du rechnest doch mit der Großen Oper?"

Frau Brun fing an, ihr das Gesicht für den zweiten Akt herzurichten. Die Lantini hielt ganz still, ihr Pflichtbewußtsein kehrte zurück. Während sie im Spiegel die Striche der Massage beobachtete, sagte sie: „Nimm mich ein Stück mit. Wann fährst du?"

„Um neun Uhr, gerade wenn du die zweite Schlaftour antrittst. Ich werde keine Minute warten."

„Brun, du machst mir einen Nonnenscheitel, du willst, daß die Leute mich auslachen. Was stehst du noch immer hier herum, Pasquier?" -

Das Erstaunliche geschah: Punkt neun Uhr stand die Lantini in der Hotelhalle, strahlend im zart geblümten Sommerkleid unter einem weißen Staubmantel, auf dem koketten Hütchen wippten blaue Blumen, die Falten am Hals waren weggebügelt, als habe sie sich

für eine neue Rolle verjüngt. Sie richtete sich neben dem Führersitz ein, ein Köfferchen hatte sie in den Fond gestellt. „Dürfen wir Madame heute abend zurückerwarten?" fragte der Geschäftsführer. Sie trällerte zum Takt des angelassenen Motors. Es war ein stiller Vorsommertag mit ganz leichtem Lerchengezwitscher aus der Höhe. „Man müßte verliebt sein", sagte sie. „Vielleicht bin ich es auch." Pasquier drückte zärtlich ihren Arm. „Bilde dir keine Schwachheiten ein", sagte sie, aber sie blieb an seine Schulter gelehnt. Welliges Bergland begleitete sie, Dörfer flogen vorüber, Felder, auf denen Bauern arbeiteten mit stetig ruhigen Bewegungen, Hunde bellten den sausenden Wagen an, weiße Wolken standen still im Hellblau. „Ich möchte noch einmal ganz von unten anfangen", sagte sie. „Verstehst du das? Mit meinen jetzigen Mitteln! Stell dir vor, wie die Intendanten aus den Sesseln springen würden, wenn ich ihnen vorsänge: Welche Entdeckung! Ein Vermögen in der Kehle! Ich höre die Kontrakte richtig rascheln."

„Beruhige dich. Zu den Intendanten würdest du gar nicht vordringen, und das würde dir nicht passen, du könntest dich nicht verleugnen. Was erlauben Sie sich, mich mit einem Korrepetitor abzuspeisen! Außerdem, wie und wo wolltest du unbekannt vorsingen? Du bist so bekannt wie der Präsident von Amerika."

Gegen Mittag waren sie in Chaudrun, einem Städtchen dicht an der französischen Grenze. Als die Lantini einen ländlichen Gasthof mit weinumrankter Terrasse sah, bekam sie Appetit. Man sah den lackglänzenden Wagen, die gut angezogenen Fahrgäste, holte Tischtuch und Servietten. Es gab Artischocken, Schinken, frische grüne Bohnen und köstliches Obst. Die Lantini vergaß, daß sie keine Gazelle war und Diätvorschriften hatte, sie aß zweimal. Der Landwein war sauber, er ging süß in die Glieder und brachte eine weiche Stimmung. „Wir sollten ein paar Tage hierbleiben, Pasquier", sagte sie, „Kühe füttern, Feldspaziergänge machen, immer zwischendurch einmal gut essen und die Spießer ärgern. Sicher hat der Wirt zwei Zimmer mit weißgescheuerten Böden und Mullgardinen mit Streublumen darauf."

Pasquier sog an seiner Zigarette. „Wenn ich mich recht erinnere, hast du morgen früh um zehn in Brüssel Generalprobe für ‚Tosca', und ich habe Verhandlungen in Paris."

„Du bist ein pedantisches Scheusal, das mir jeden Spaß verderben muß." Plötzlich sprang sie auf. „Selbstverständlich bleiben wir. Wie heißt das Nest? Chaudrun. Sieh mal den Zettel neben der Türe. Im Theatersaal des Lion d'or bringt die Compagnie des Monsieur Rollet die Traviata zur Aufführung. Die Lantini kommt von der Brüsseler Oper und hört sich in Chaudrun ‚Traviata' an. Wie viele Einwohner hat Chaudrun? Du weißt auch nie etwas, Garçon!" Der Wirt kam selber. „Wir brauchen zwei Zimmer!" Der Mann zuckte die Achseln: alles besetzt, Mittwoch, das bedeute Markttag, und dann wohnten die Sänger und Sängerinnen des Monsieur Rollet bei ihm. Pasquier erklärte: „Eines genügt, ich fahre nach Paris weiter." Der Wirt blieb verlegen, während er die Kleidung der Dame betrachtete. Ein Raum ließe sich zur Not beschaffen, ein Mägdezimmer unterm Dach.

„Großartig", fand die Lantini, die in Luxus und Bequemlichkeit vernarrt war. Sie fühlte sich schon urländlich. Das Dachgeschoß mußte sofort besichtigt werden. Man kletterte eine durchsichtige Hühnerstiege hinauf, ein Bett mit gewürfeltem Bezug stand unter der schrägen Wand, umdrehen konnte man sich nicht, das Fenster klaffte, der Riegel schloß nicht. Über dem Bett hing ein Muttergottesbild in rotgrünem Öldruck. Die Lantini war gerührt, genau so war es zu Hause gewesen, in dem galizischen Dorf, wo sie Kühe gehütet, Garben gebunden, Pferde eingeschirrt hatte. Niemand hatte eine Ahnung von ihrer Vergangenheit. Sie hieß natürlich auch nicht Lantini, sondern mit einem östlichen Bauernnamen, den sie selbst fast vergessen hatte. Pasquier blickte immerzu auf die Uhr. „So fahr schon in dein Paris", sagte sie ärgerlich. Sie verabschiedete ihn flüchtig, ließ das Köfferchen heraufbringen und hatte ihn vergessen, als der Wagen unten davonschnurrte.

Am Nachmittag vor der Aufführung hatte sie bereits alle Sänger und Sängerinnen der Compagnie kennengelernt, sie hielt sie frei und erzählte Theateranekdoten aus Wien, Salzburg, Nizza, wo sie in kleinen Rollen gesungen habe. Sie nannte sich Stefanie, das war in der Tat ihr Vorname; der war geblieben. Den einfachen Leuten, welche die großen Opernhäuser noch nicht kannten, schien manches übertrieben zu sein.

„Ihr glaubt mir nicht?" rief sie. „Ich werde euch eins singen! Was spielt ihr heute? Traviata? Ich werde die Violetta singen. Die Leute werden auf dem Bauch liegen und eine Woche lang nichts als ‚Traviata' hören wollen."

Der noch jugendliche Direktor sagte, mehr scherzhaft, Stargagen könne er nicht zahlen. Sie ließ ihn nicht ausreden. Gage wolle sie nicht einen Franc. Sie sagte es mit ein paar klaren, reinen Kadenzen, die den Mann aufhorchen ließen. Hier singen, einfach nur singen vor unverbildeten Menschen, glücklich sich ausströmen können - in den großen Opern sei das Publikum zu blasiert. Wieder stiegen und fielen die Kadenzen in voller Reinheit. „Und wenn Sie steckenbleiben?" fragte der Direktor. „Die Stimme ist wunderbar. Aber wer garantiert mir, daß Sie die ganze Rolle beherrschen? Zu einer Probe reicht die Zeit nicht mehr."

„Steckenbleiben?" Die gewohnten Schimpfworte wollten schon über ihre Lippen brechen. Kein Intendant hatte sich je einen Zweifel an der Lantini erlaubt, und da redete dieser Flegel von steckenbleiben. „Sie sind großartig! Ich kann es Ihnen nicht übelnehmen. Wenn ich steckenbleibe, zahle ich Ihnen das ausverkaufte Haus zurück." Entweder war sie ihrer Sache wirklich sicher, oder sie war verrückt. Der Direktor, ein sparsamer Franzose, hatte Lust, ein Abenteuer zu riskieren, das ihn nichts kostete. Doch verlangte er eine Kaution. Die Lantini, verblüfft, dann amüsiert, gab dem Wirt als Vertrauensmann zwei Tausendfrancnoten. Jetzt wurde es ernst. Schon stürzte sie in die Garderobe, ein Sturmwind fuhr durch das dürftige Räumchen, das nur mit zurechtgenagelten Latten von den übrigen getrennt war. Das Kostüm der eigentlichen Violetta war sehr, sehr knapp, es krachte in allen Nähten, als die Lantini versuchte, sich hineinzuzwängen. Eine kleine Schneiderin mußte Ersatzstreifen einziehen, auch dann noch kniff und preßte es, viel ärger als der Schuh am gestrigen Abend.

Am Saaleingang hatte der Direktor einen Anschlag gemacht: es sei ihm gelungen, die berühmte Mademoiselle Salgari - Wien, Salzburg, Nizza - zu einem Gastspiel zu gewinnen; sie werde an diesem Abend als Violetta debütieren. Der Wirt hängte bunte Papierlaternen auf die Terrasse, im Garten schnitt er einen dicken Rosenstrauß, der dem Gast beim ersten Auftreten zugeworfen werden sollte. Das Theater füllte sich, ganz Chaudrun besetzte die Reihen, die Holzgalerie war von der Jugend in Beschlag genommen, der die Aufgabe der Claque erteilt war. Die Berühmtheit, von der bisher niemand eine Ahnung gehabt hatte, wurde zur Attraktion; der Eisverkäufer machte gute Geschäfte. Das Orchester war ein bißchen dünn besetzt, der Kapellmeister, im bürgerlichen Leben Organist, hatte bei der einzigen Probe am Vormittag seine Not gehabt, ein halbwegs erkennbares Spiel vom Blatt zustande zu bringen. Als nun die geschlossenen Akkorde einsetzten, waren die Leute von Chaudrun doch stolz, wie ihre geigenden, blasenden, trommelnden Mitbürger mit der ungewohnten Musik umgingen.

Die Solisten, lauter junge Leute, sangen ihren Part brav herunter, es kam sogar ein gewisser Schwung hinein, alle hofften noch, daß sich eines Tages die goldenen Pforten für sie öffnen würden; aber allgemein steckten sie noch im Konventionellen, sie standen steif vor der Rampe und ließen ihre mehr frischen als geformten Stimmen über das entzückte Parkett strahlen. Die Lantini war fieberhaft erregt, sie konnte hinter den Kulissen ihren Auftritt kaum erwarten. Die Erinnerung an ihre Anfänge in Lemberg hatte sie völlig vergessen, Theater war Theater, gleichgültig ob groß oder klein. Aber inzwischen hatte sie die süße Schule des Erfolgs durchgemacht, sich an den Geschmack der großen Städte und der pathetischen Bühnenhäuser gewöhnt, sie konnte, als sie jetzt auf der Szene stand, aus ihrer raffinierten Haut nicht heraus, und die Enge, Kleinheit, das spürbar Provisorische und Primitive überfiel sie, schnitt ihr die Luft ab, sie wurde plötzlich unsicher. Rücksichtslos versuchte sie, alles mit ihrer Stimme zu zwingen, die den Raum zu zerschmettern drohte. Da keiner sie leitete, dämpfte, hinhielt, zerriß ihre Elementarkraft das Ensemble. Die Sänger wurden unruhig, wagten sich nicht heraus, versuchten eilig ihren Part herunterzusingen, die Lantini wiederum wollte zeigen, was Bewegung ist und daß man nicht einfach steif angenagelt vor den Lampen stehen dürfe. Die Oper wurde zum Solo. An die Tempi einer sicheren Stabführung gewöhnt, verlor sie den Takt, das Orchester geigte, blies, trommelte durcheinander, der Kapellmeister gab keine Einsätze mehr, er starrte hilflos auf den weit aufgerissenen Mund der Violetta,

auf den wogenden Busen und die Hände, die ans Herz griffen, als wollten sie es herausreißen und den Hörern an den Kopf werfen. Die Lantini war zur Karikatur ihrer selbst geworden. Gegen Ende des Aktes herrschte ein ratloses Durcheinander, das Publikum lachte wie bei einem komischen Film. Als sie die Szene verließ, klatschte die Claque nicht, sie pfiff.

In der Garderobe war keine Frau Brun, die ihr den Sekt an die Lippen hielt, kein Regisseur, der besänftigte, kein Pasquier, der Schwierigkeiten aus dem Weg räumte. Es war nicht einmal eine Friseuse da. Sie erklärte, das sei kein Ensemble, sondern ein gröhlender Schweinestall. Sie reise ab, die Leute sollten sehen, wie sie mit ihrem lächerlichen Unternehmen fertig würden.

Der jugendliche Direktor erschien. Als Mann von Manieren blieb er vor dem Bretterverschlag stehen. Aber zum erstenmal, seitdem die Lantini ein Star geworden war, geschah etwas, das sie wirklich nicht nur gespielt aus der Fassung brachte. Dieser Mann beschwor sie nicht, zu bleiben. Er sagte ruhig, es sei das beste, wenn sie führe; er beschwor sie nicht bei Himmel und Hölle, nicht kniefällig, die Aufführung zu einem guten Ende zu bringen. Im Gegenteil: er werde keinesfalls erlauben, daß sie weitersinge, so schön ihre Stimme sei, er wolle sich nicht noch den zweiten und dritten Akt von ihr schmeißen lassen. Zweitausend Francs machten noch keine große Nummer aus.

„Sie", stotterte sie, „Sie! Wissen Sie überhaupt, wer ich bin?" Im letzten Augenblick schlug sie sich mit der Hand auf den Mund, um nicht zu verraten, wer hier eine Niederlage einstecken mußte. Er führe ein ideales Unternehmen, sagte er, er habe es nicht auf ihre zweitausend Francs abgesehen, das Geld könne sie beim Wirt wieder in Empfang nehmen. Womit er die knarrende Treppe hinunterstieg.

Der Lantini fiel das Kinn auf den Busen, sie brachte keinen Ton hervor, die goldene Kehle blieb stumm. Man verwehrte ihr zu singen, wo eine Welt sich um sie riß; eine lausige Kleinstadt sezte ihr den Stuhl vor die Tür? Eine echte Träne zog einen schmierigen Faden durch die Schminke. Von draußen hörte sie das Gemurmel, das Lachen, die Unruhe des Saales, dann das neue Stimmen der Instrumente. Der zweite Akt begann. Sittsam legten die Sänger sich ins Zeug. Die andere Violetta zitterte ein wenig mit der Stimme, aber es war Ordnung und bescheidener Wohllaut in der Aufführung. Die Lantini konnte hören, wie das Publikum von Chaudrun applaudierend mitging, und wie diese Provinzgans den Triumph für die große Arie einheimste. Schreien konnte sie nicht, die Ohnmacht saß ihr in der Kehle. Aber sie donnerte mit den Fäusten gegen die Tür, daß es einen gewittrig dumpfen Wirbel ins Orchester hinunter gab. Der Wirt kam, von draußen her diktierte er seine resoluten Bedingungen, ein Kneipenwirt diktierte der Lantini: sie habe, ohne Skandal zu machen, das Haus zu verlassen. Das Parlamentieren dauerte bis in den dritten Akt. Der Mann wich nicht. Sie fing an zu weinen. Den Mann rührte das nicht, die gewohnten Mittel versagten.

Er stellte ihr einen Wagen zur Verfügung, der sie zur Bahn bringen sollte, zwei handfeste Bürger begleiteten sie, es war ein schauderhaftes Gefährt ohne Federn. Auf der Station überreichte man ihr die beiden Tausendfrancnoten, sie ließ sie zu Boden fallen. Gegen drei Uhr nachts traf sie wieder in Brüssel ein.

Kein Wort sickerte durch. Nur wunderte sich der Kapellmeister bei der Generalprobe zu „Tosca" über einen gewissen Zug von Bescheidenheit an der Lantini, die gewohnten Mätzchen blieben aus, gewünschte Wiederholungen stießen auf keinen Widerstand, sie fügte sich in das Ensemble. Ihr Auftreten am folgenden Abend wurde ein rauschender Erfolg. Erst als Pasquier aus Paris zurückkehrte, die neuen Verträge in der Tasche, schien sie ihre „alte" Form zurückzugewinnen. „Wie war es noch in Chaudrun?" fragte er. „Hast du Kühe gemolken? Was für ein Lustspiel hat man aus ‚Traviata' gemacht?" „Warum mußtest du Idiot abreisen?" Mehr sagte sie nicht.

Erst als sie sich verheiratete und von der Bühne zurückzog, gab sie den Zwischenfall von Chaudrun zum besten, nicht ohne Humor, aber doch in leicht rosaroter Färbung.

ZUM NEUEN JAHRGANG

Es ist eine alte Erfahrung, daß man die Front eines Hauses, an dem der tägliche Weg vorüberführt, nur dürftig beschreiben kann. Dennoch wollen glücklichere Menschen, die beständig ein Herbarium an optischen Eindrücken mit sich herumtragen, daraus den Beweis herleiten, daß unsere Sinnesorgane in einem Schrumpfungsprozeß begriffen seien. Man sollte sich von dieser düsteren Prognose nicht in eine niedergeschlagene Stimmung versetzen lassen und mit dem Zählen von Hausfenstern erst dann beginnen, wenn es im Herzen nichts mehr zu bewegen gibt.

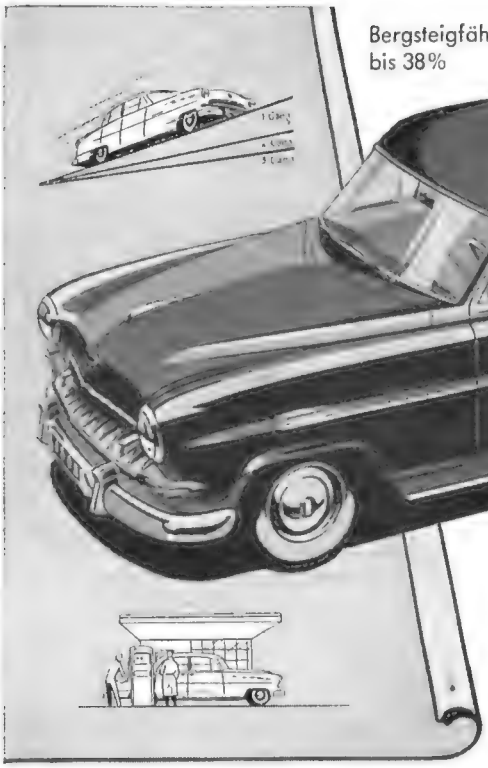
Aber genug davon, diese Einleitung soll lediglich denjenigen eine goldene Brücke bauen, die erst an dieser Stelle merken, daß wir mit dem vorliegenden Heft einen neuen Jahrgang beginnen. Wer nun aber doch den Umschlag genauer angeschaut hat, das Inhaltsverzeichnis oder gar den Innentitel, seinerseits jedoch von Ansprachen allgemeinen Charakters nichts hält und deshalb auch diese Seite trotz der alarmierenden Überschrift nur mit einem halben Blick streift, wird uns vielleicht einen Brief schreiben. Mit diesem Brief geht es uns schon im voraus ähnlich, wie es den Zuschauern mit dem klassischen Theaterbrief von Shakespeare bis Schiller geht: man kennt seinen Inhalt ganz genau - er wird ja laut vorgelesen - und muß doch dem Schicksal seinen Lauf lassen. In diesem Brief wird nämlich stehen, daß wir uns entweder unbegreiflicherweise verzählt haben oder einen gigantischen, einen Über-Druckfehler gleich dreifach passieren ließen, oder daß wir überhaupt Aufklärung geben möchten. Das soll geschehen; denn über die beiden ersten Fragen besteht kein Zweifel mehr. Unserem Briefschreiber wollen wir dann der Einfachheit halber mit herzlichem Gruß einen Sonderdruck übersenden.

Seit langer Zeit hat man in Zuschriften und Gesprächen aus mancherlei Gründen bemängelt, daß die fortlaufende Numerierung unserer Hefte nicht mit den Monatszahlen des Kalenders übereinstimme. Dafür gibt es eine einfache Erklärung. Unser erstes Heft nach dem Krieg erschien im April, und damit war der Beginn auch der übrigen Jahrgänge festgelegt. Wir drehten uns also Jahr um Jahr mit dem Kalender im Kreis und schauten nach dem Januar aus wie Bileams Esel nach dem Heu, ohne ihn jemals erreichen zu können. In solchen Fällen holt man sich gern in der Geschichte Rat, selbst wenn er nur dazu dient, der eigenen Entscheidung Gewicht zu verleihen. Und da finden sich nun in der Zeitrechnung des Abendlandes ganz andere Probleme. Es waren immerhin mehr als zwei volle Monate, die Julius Caesar bei seiner Kalenderkorrektur Schwierigkeiten machten, und die er nur mit einem Gewaltstreich unterbringen konnte. Und der Papst Gregor ließ mit Beginn des nach ihm benannten Kalenders immerhin zehn Tage aus dem Leben der Zeitgenossen verschwinden. Der Mut dieser Männer - daneben kann nur noch Alexanders gordischer Schwertstreich bestehen - hat uns sicherer gemacht. So haben wir denn den vorigen Jahrgang mit neun Heften beendet, die Lücke von drei Monaten ist geschlossen, und nun wandern wir einträchtig mit dem Kalender durch die kommenden Jahre.

Wir haben die Hoffnung, daß es noch viele Jahre sind, und wir danken es dem nach wie vor beständig anwachsenden Kreis unserer Freunde, daß diese Hoffnung schon lange eine Gewißheit ist. Ein Leser aus Milwaukee, dem wir in anderem Zusammenhang mitteilten, daß unsere Auflage die 95 000 erreicht habe, hat seinem Sohn die zwar nicht neue, aber rechensportlich interessante Aufgabe gestellt, die Höhe dieser aufeinandergestapelten Monatsauflage zu bestimmen. Er kam zu einer Säule, die mit 475 Metern das Empire State Building, das höchste Gebäude der Welt, um 94 Meter überragt. Dieses Rechenexempel haben wir auf der letzten Seite des diesem Heft beigelegten Kalenders veranschaulicht. Es hat uns Freude gemacht, und gewiß freuen auch unsere Leser sich darüber. Denn schließlich handelt es sich nicht um die weit höhere Auflage der deutschen Telefonbücher, sondern um eine Kulturzeitschrift.

Wir grüßen, Verlag und Schriftleitung gemeinsam, unsere Leser und wollen auch mit diesem Jahrgang fortführen, was wir mit den vorhergehenden begonnen haben.

Hermann Bockhoff



Verbrauch bei 80 km knapp 9 Ltr.

Wenn Eleganz allein entscheidend wäre . . .

würde schon unter diesem Gesichtspunkt der neue OPEL KAPITÄN die ihm entgegengebrachte Bewunderung voll rechtfertigen. Aber dieser Wagen ist weit mehr als nur elegant. Als modernster Wagen großen Stils, als bequemer Sechssitzer mit dem berühmten OPEL-Sechszylinder-Motor, bietet er einen Fahrkomfort, wie man ihn bisher nur bei den großen „Amerikanern" kannte. Seine Sparsamkeit dagegen ist echt europäisch. Wer einmal am Steuer des neuen KAPITÄN saß, ist von diesem glanzvollen Wagen fasziniert. Jeder OPEL-Händler dient gern mit näherer Auskunft und Probefahrt.

- **Sechssitzige Ganzstahlkarosserie**
- **Sitzbänke mit Schaumgummi-Auflage**
- **Außergewöhnlich große Fensterflächen**
- **Riesiger Kofferraum, beleuchtet**
- **OPEL-Kurzhub-Motor, 6 Zyl., 2,5 Ltr.**
- **Hervorragend synchronisierte Fahrgänge**
- **Überraschend große Kraftreserve**
- **Spitzengeschwindigkeit ca. 138 km/h**
- **Normverbrauch auf 100 km 10,1 Ltr.**

4türige Limousine
DM **9.500.-** a. W.

OPEL
der Zuverlässige

ADAM OPEL AG · RÜSSELSHEIM AM MAIN
OPEL-Händler überall · Im Ausland Vertrieb und Kundendienst durch die weltumfassende Organisation der General Motors

Wie man hört

Fünf Jahre Freie Universität Berlin

Vor fünf Jahren, am 4. Dezember 1948, wurde von dem Historiker Friedrich Meinecke die Freie Universität Berlin eröffnet. Die Entwicklung, die diese Bildungsstätte genommen hat, ist außerordentlich: Heute studieren hier 6000 Studenten, und der Lehrkörper umfaßt 220 Wissenschaftler, die sechs Fakultäten vertreten (die medizinische, juristische, philosophische, wirtschafts- und sozialwissenschaftliche, mathematisch-naturwissenschaftliche, veterinär-medizinische). Hundertzwölf Lehrkräfte begannen in drei Fakultäten die Vorlesungen vor 2140 Studierenden. Die Hörsäle waren in vier Gebäuden der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft in Dahlem untergebracht, und die wenigen vorhandenen Sitzgelegenheiten mußten von Hörsaal zu Hörsaal geschleppt werden. Nachdem vor kurzem das neuerbaute Mensa-Gebäude seiner Bestimmung übergeben wurde, soll in wenigen Monaten das große Hauptgebäude der Universität eingeweiht werden. Die Studierenden stammen zu 40 % aus den Gebieten Mitteldeutschlands — daraus erklärt es sich, daß einem verhältnismäßig großen Teil der Studenten (50 %) Stipendien und Gebührenerlaß gewährt wird. Hundert ausländische Studenten aus 27 Staaten sind zur Zeit immatrikuliert. Der beispiellose Aufschwung dieser heute viertgrößten westdeutschen Universität ist jedoch nicht allein auf ihre besondere Lage zurückzuführen. Der Lehrkörper ist mit hervorragenden Wissenschaftlern von internationalem Ruf besetzt, und die Studierenden, die bisher entlassen wurden (580 mit dem Doktorgrad und 2 300 mit der akademischen Abschlußprüfung) bestätigen den guten Ruf, den die Universitätsstadt Berlin von jeher genoß.

Röntgenapparat, Geigerzähler und Wein

Der Wein steht augenblicklich im Mittelpunkt einiger bemerkenswerten wissenschaftlichen Versuche. In Würzburg hat man zum erstenmal Weinstöcke geröntgt, um das Verhältnis des Holzes zum Mark festzustellen. Dabei gewann man Anhaltspunkte, wie die Stöcke widerstandsfähiger und ertragreicher zu machen sind. In Chikago beschäftigt sich der Physiker Professor Libby, der bereits durch seine Altersbestimmungen vorgeschichtlicher Funde bekannt geworden ist (vgl. Heft 7 1951/52), mit Versuchen, das Wachstumsjahr von Weinen einwandfrei zu ermitteln. Bei seinen früheren Arbeiten maß Libby mit einem Geigerzähler die Zerfallszeiten des in jedem Baum, Tier oder Mensch enthaltenen radioaktiven Kohlenstoff-Isotops (C 14); der Zerfall dieses Isotops beginnt beim Tode des Organismus, und es hat in 5568 Jahren seine „Halbwertzeit" erreicht. Beim Wein jedoch mißt Libby mit dem Geigerzähler die Strahlungsstärke der radioaktiven Tritiumteilchen, die ihre Halbwertzeit schon in zwölfeinhalb Jahren erreichen, also eine genauere, wenn auch zeitlich begrenztere Altersbestimmung zulassen. Die Moleküle des Tritiums (überschwerer Wasserstoff) entstehen unter der Einwirkung kosmischer Strahlen aus gewöhnlichem Wasserstoff. Mit dem Regen kommen sie auf die Erde, gelangen über die Wurzel der Rebe und über die Traube in den Wein. Und mit dem Pflücken der Traube beginnt der Zerfallsprozeß.

Wärmeregler für Wohnräume

Während der Dauer der winterlichen Heizperiode machen sich Unzuträglichkeiten bemerkbar, deren Ursache die Temperaturschwankungen innerhalb der beheizten Arbeits- und Wohnräume bilden. Übermäßige Wärme oder zu starke Abkühlung rufen nicht nur Unbehagen hervor und gefährden die Gesundheit, sondern erhöhen — zumindest im ersteren Fall — auch die Betriebskosten. Einen Weg zur Überwindung dieser Schwierigkeiten weisen automatische Wärmeregler, die eine Firma in Hannover herstellt. Die Vorrichtung zum Temperaturausgleich bei Warmwasserheizungen besteht in der Hauptsache aus einer mit Quecksilber gefüllten Meßfeder, die einerseits von der Warmwassertemperatur des Kessels durch einen dort eingeschraubten Taucher, andererseits durch einen mit der Außenluft in Berührung stehenden Wärmefühler beeinflußt wird. Diese Meßfeder steuert über Kontakte oder Relais ein Magnetventil für den Heizdampf bzw. das Heizöl oder Heizgas. Steigt die Außentemperatur an, werden die elektromagnetisch betätigten Ventile so gesteuert, daß sich die Kesselwassertemperatur verringert; fällt die Außentemperatur, wird die Temperatur im Kessel gesteigert. Die gleiche Firma stellt auch einen Bimetallthermostaten für elektrisch oder gasbeheizte Räume her, der an jede Steckdose angeschlossen werden kann. Nachdem auf seiner Rückseite die gewünschte Raumtemperatur eingestellt worden ist, steuert er bei Abweichungen von der Solltemperatur über ein Relaissystem die Elektroheizung bzw. über ein Magnetventil die Gasheizung und sorgt so für eine konstante Raumtemperatur.

Der Telephon-Reporter

Ein modernes Diktiergerät, dessen Vielseitigkeit einmalig sein dürfte, ist in dem von einer Münchner Firma konstruierten „Notaphon" geschaffen: Sein Hauptverwendungszweck liegt neben der normalen Aufnahme und Wiedergabe von Sprache und Musik darin, selbsttätig Telephongespräche entgegenzunehmen und auch automatisch wieder durchzusagen. Ist ein Notaphon an ein Telephon angeschlossen und wird von diesem Fernsprecher nach dreimaligem Rufzeichen der Hörer nicht abgenommen, so fordert das Notaphon den Teilnehmer auf, die Mitteilung durchzusagen, und schaltet sich nach Gesprächsschluß wieder ab. Der Besitzer kann von auswärts diese aufgenommenen Gespräche jederzeit abhören und auch löschen: er ruft seine Nummer an und gibt ein Geheimwort durch, das er vorher auf dem Gerät als Geheimschlüssel eingestellt hat. Das Notaphon gibt nun das aufgenommene Gespräch bekannt und löscht es automatisch, wenn ein weiteres

Weihnachten – das Fest der Lichter und der Freude, der Tag, an dem nach altem Brauch Küche und Keller ihr Bestes aufbieten: wenn je, dann gehört an diesem Abend ein Glas Sekt dazu. Dann aber natürlich auch eine Flasche, die eines solchen großen Festtages würdig ist, dann eine Henkell Trocken!

HENKELL

TROCKEN

EIN KLASSIKER DES WEINKELLERS

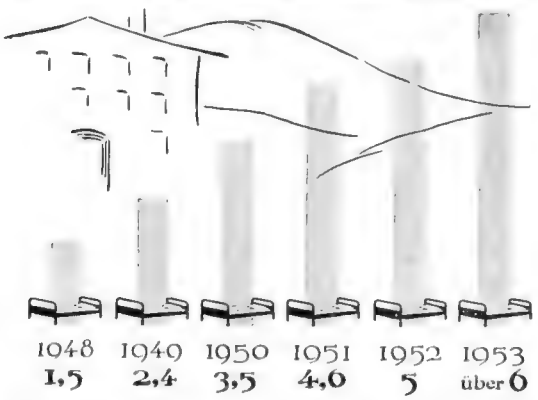
W 03268

Geheimwort gesprochen wird. Da der Geheimschlüssel 63 Kombinationsmöglichkeiten hat, ist es einem Uneingeweihten unmöglich, das Notaphon zum Sprechen zu bringen. Die Aufzeichnungsdauer beträgt etwa eine halbe Stunde.

Noch 60 Jugendherbergen zweckentfremdet

Fünfundzwanzig Jahre nachdem Richard Schirrmann die erste Jugendherberge der Welt auf Burg Altena geschaffen hatte, zählte man in Deutschland 2100 Herbergen mit 120 000 Betten. In Westdeutschland hinterließ der zweite Weltkrieg von 1000 Jugendherbergen nur 275 benutzbare Häuser. Heute jedoch verfügt das Deutsche Jugendherbergswerk (DJH) wieder über 609 Herbergen mit 61 500 Betten; und die jährlich steigenden Übernachtungszahlen (s. Abb.) beweisen nicht nur die Bedeutung

Übernachtungen in westdeutschen Jugendherbergen (in Millionen):



dieser Einrichtungen, sondern auch die Notwendigkeit, neue Häuser zu bauen und vor allem die 60 Herbergen an das DJH zurückzugeben, die bis heute noch beschlagnahmt sind; denn im Jahre 1933 ergaben sich bei den 2100 Herbergen 4,6 Mill. Übernachtungen, im vergangenen Jahr aber wurden allein in den 609 westdeutschen Unterkünften über 6 Mill. Übernachtungen gezählt. — Im Jahre 1952 verzeichnete das Internationale Jugendherbergswerk 9 Mill. Übernachtungen (davon in Westdeutschland 5 Mill.); 170 000 mal übernachteten in Westdeutschland Ausländer, die vor allem aus England, Dänemark und den Niederlanden kamen — bemerkenswert ist hier, daß Wanderer aus Australien ebenso häufig Gäste waren wie diejenigen aus Österreich (6500). Dagegen benutzten Deutsche 240 000 mal ausländische Herbergen; die Schweiz war mit großem Abstand das bevorzugte Land, gefolgt von Italien, England, Frankreich und Holland. — Der Neubau einer Jugendherberge mit 150 Betten kostet eine halbe Million Mark; so können die Anstrengungen des DJH nicht hoch genug eingeschätzt werden: Im ersten Halbjahr 1953 sind fast 30 Häuser neugebaut, 20 wiedereingerichtet und 80 erweitert worden.

Die Küche im Schrank

Welchen Junggesellen oder in beengten Raumverhältnissen Lebenden bedrängt nicht das dauernde Problem der fehlenden Küche, das in der ewig unaufgeräumten, störenden Kochecke nur eine sehr unvollkommene Lösung erfährt. Um so willkommener wird allen Betroffenen der Ausweg aus diesem Dilemma sein, den ein Hersteller in Neuhoffnungshütte bei Sinn (im Dillkreis) geschaffen hat. In einen gar nicht einmal großen Schrank hat er eine komplette Küche hineinkonstruiert. Je nach Wunsch enthält sie zwei elektrische Kochplatten oder zwei Gasflammen, ferner ein Abwaschbecken mit Schwenkhahn, darüber ein Abtropfgestell für das Geschirr. Zwischen Koch- und Spülteil befindet sich eine 30 mal 35 Zentimeter große mit hitzebeständigem Trolonit bespannte Arbeitsfläche. Links unten ist ein 45-Liter-Elektrokühlschrank eingebaut. Der obere Schrankteil ist mit abwaschbaren, säure- und dampffesten Kunststoffplatten ausgekleidet. Drei Schüttbehälter aus glasklarem unzerbrechlichem Preßstoff für Mehl, Zucker oder andere Nahrungsmittel sind an der Rückwand vorhanden, darüber Abstellborde für Geschirr und Geräte. Der hinter einer Blendleiste angebrachte Beleuchtungskörper ermöglicht ein ungestörtes Arbeiten bei angenehmem Licht. Eine Schublade und ein Ausziehbrett, an dem Küchenmaschinen befestigt werden können, fehlen ebensowenig wie ein herausziehbarer Abfallkasten.

Erstaunliches in Wissenschaft und Technik

Forscher und Erfinder haben auch im Jahre 1953 überraschende Ergebnisse erzielt, die zwar nicht die Welt verändern werden, immerhin aber bemerkenswerte Weiterentwicklungen darstellen. Einem Braunschweiger Samenzüchter gelang es, eine Erbse zu züchten, deren Wachstum um 30 Tage verkürzt und die darüber hinaus für eine zweite Aussaat im Juli geeignet ist; so wird der Bauer, nachdem er im Juni seine im März gesäten Erbsen erntete, im September diese Frucht noch einmal einbringen können. / Eine elektronisch gelenkte tischgroße „Schreibmaschine", die eine Firma in Rochester (USA) entwickelte, schreibt in einer Stunde 42 000 verschiedene Adressen und leistet damit ebensoviel wie 200 normale Schreibmaschinen. Den Text „liest" eine Fotozelle von Lochkarten ab; das „Schreibmaschinenfräulein" hat lediglich dafür zu sorgen, daß dem Apparat 700 Lochkarten in der Minute zugeführt werden. / Gleichfalls mit im Spiel sind Elektronen bei dem akustischen Telephon-Wahlsystem, das die Bell-Gesellschaft erfolgreich erprobte; man braucht die Wählscheibe nicht mehr zu drehen, sondern spricht die gewünschte Nummer in die Muschel, und der Schallwellen-Wähler sorgt für die rechte Verbindung, vorausgesetzt, daß man sich einer guten Aussprache befleißigt. / Eine kaum glaubliche Eigenschaft bestimmter Farben will das Psychologische Institut einer westdeutschen Universität „mit Wahrscheinlichkeit" festgestellt haben: mit Hilfe von Farben soll es möglich sein, die Stärke verschiedener Geräusche zu vermindern. Diese Versuche sind jedoch noch nicht abgeschlossen. Vielleicht wird uns das Jahr 1954 hier eine besonders wünschenswerte Erkenntnis bringen.

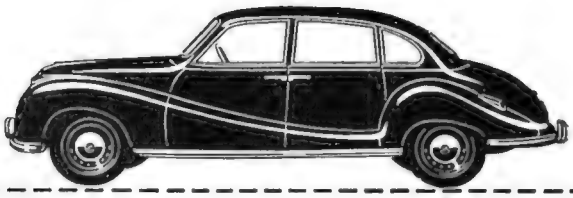
Höhepunkte des Lebens . . .

Gastliches Mahl mit feurigem Wein . . .

Fröhliches Jagen auf edlen Pferden . . .

Großes Konzert in festlichem Rahmen . . .

Liebe Gesellschaft charmanter Frauen . . .



. . . und ein BMW 501

mit dem berühmten Zweiliter-Motor

dorland

Ein sorgfältiges Studium

der Anzeigen in WESTERMANNS MONATS HEFTEN ist für jeden Leser unserer Zeitschrift von großem Nutzen!

NEUE BÜCHER

DER MANN OHNE EIGENSCHAFTEN

Als Robert Musil 1942 am Schreibtisch vom Tode überrascht wurde, hinterließ er den übermächtigen Torso eines Romanwerks, der im Niemandsland zwischen den Zeiten als eines der großen Denkmäler deutscher Sprache aufragt. Er hat sein ganzes Leben mit diesem Buch im eigentlichen Sinne gerungen. Der 1932 erschienene erste Band umfaßte bereits mehr als tausend Seiten, der zweite sollte von Grund auf umgearbeitet werden, und der weitere Plan mündet in eine Fülle von Entwürfen und Studien, in minutiöse gedankliche und stilistische Überlegungen. Adolf Frisé hat das Ganze nunmehr in einem fast 1700 Seiten starken Band zusammengefügt. Musil teilt das Schicksal seiner Generation, das zwiespältige Lebensgefühl der wenigen großen deutschen Erzähler, die etwa um 1880 geboren wurden. Wo sie aus der verschwenderischen Fülle ihrer sprachlichen und gedanklichen Mittel in die Tiefe schauen, trifft der Blick auf den Trümmerhaufen der menschlichen und kulturellen Krise, der aus seinen Abgründen nichts anderes reflektiert als Skepsis und Ironie - den Stil der Zeit, die man heute bereits als die Klassik der Moderne bezeichnen kann. Musils Roman ist ein meisterhaftes Gewebe aus zergliederndem Betrachten und essayistischer Geistesschärfe, aus sorgfältig durchdachtem Geschehen und bezaubernder Porträtkunst. Das Österreich des Jahres 1913 sieht er als „besonders deutlichen Fall der modernen Welt" und seinen Helden Ulrich gleichzeitig als ihren passiven Repräsentanten und ihr Widerspiel - in einer großartigen Menschheitskomödie, die alle Schichten und Denkformen, alle Fragen und unzulänglichen Antworten vor die Kulissen der falschen Illusionen ruft. Der einsame Mensch, der in einer mit Trauer gemischten Apathie auf das ohne Sinn um sich selbst rotierende Leben schaut, mag keine der Eigenschaften besitzen, die von der Zeit geschätzt werden. Denn sie lassen das verlorene Einheitsgefühl nur noch deutlicher werden, den Bruch zwischen Intellekt und Seele, den fragwürdigen Zuwachs an geistiger Macht, der an Wirklichkeit gewinnt, was er an „Traum" verliert. Allein die Utopien bleiben als geistige Lebensform, und der Mensch Ulrich versucht sich in ihnen, bis zu der ebenso schweren wie allumfassenden Lebenseinsicht eines der Fragmente, daß der Mensch ohne Form und Ziel eben nur den Geist als etwas Quellendes, Blühendes übrig behalte, das zu keinen festen Resultaten führt. Musils Werk, auch dort, wo es ohne Antwort nach dem Menschen und seinen Möglichkeiten fragt, ist ein geistiger Kosmos aus funkelnder Leichtigkeit und unerbittlicher Präzision, eines der großen Wegzeichen in der geistigen und formalen Entwicklung des deutschen Romans.

Robert Musil, „Der Mann ohne Eigenschaften", Hamburg: Rowohlt Verlag, 1672 S., Lw. DM 38,—.

Hermann Boekhoff

DIE STERBENDE JAGD

Gerd Gaiser hat bereits in seinem ersten Roman „Eine Stimme hebt an" von Menschen erzählt, die das Erlebnis unserer jüngsten Vergangenheit nicht als unbegreiflich oder als allzu begreiflich abtun, sondern sich zwischen lockender Höhe und drohendem Abgrund mit dem großen Mut bewähren, den die Anständigkeit gegen andere und sich selbst erfordert. In seinem, von Freunden langerwarteten zweiten Roman „Die sterbende Jagd" klingt dieses Grundthema weiter: Bewäh-

rung auch dort, wo verzweifelt „Schluß!" und wo unüberlegt „Vorwärts!" gerufen wird. Dieser Roman ist ein Kriegsbuch, Wochen-Chronik der Männer eines deutschen Jagdgeschwaders des letzten Krieges: Luftkämpfe und Kasinobegebenheiten, Tod und Leben am Steuerknüppel, am Knüppel des Schicksals und des Zufalls und im Gehirn derer, die sich Gedanken machen. Der Autor hat hier Menschen versammelt, die hundertfältig versuchten, in jener Zeit zu leben. Und wenn es auch eine sterbende Jagd ist, so sehen doch nur diejenigen der von Gaiser skizzierten Menschen schimmernd den Ort, wo Gott in seiner Gnade sein kann, vor sich, die sich selbst treu bleiben, wie auch immer ihre Wahrhaftigkeit sich nach außen spiegelt. - Gerd Gaisers Sprache hat die Kraft, zu überzeugen: ruhig und beherrscht, gleichmäßig, doch unaufhaltsam dahinfließend zwingt sie Ereignis und Gedanken zur Einheit. Wer diese Sprache in sich tönen läßt, der verfällt dem Zauber der Dichtung, und er wird nicht nur eine sterbende Jagd vermerkt finden, sondern auch ein Stück ewiglebender Welt. Wenn jemand sich etwas Gutes tun will, dann lese er dieses Buch.

Gerd Gaiser, „Die sterbende Jagd". München: Carl Hanser Verlag, 293 S., Lw. DM 9,80.

Joachim Karsten

GERHART HAUPTMANN

Die Werke Gerhart Hauptmanns lagen schon einmal in einer 17bändigen Ausgabe vor. Die neue von Joseph Gregor getroffene Auswahl, der die große Ausgabe von 1942 zugrunde liegt, geht etwas kritischer vor und folgt damit offenbar einem mit der Zeit sich wandelnden natürlichen und begründeten Wertungsprozeß. Gregors Auswahl ist auf fünf Bände begrenzt und scheint nach dem vorläufigen Plan immer noch weitherzig genug das Wesentliche aus dem Gesamtschaffen Hauptmanns zu erfassen. Der erste Band bringt die sozialen Dramen. Hier liegt, wie Gregor auch im Nachwort betont, die Weltbedeutung Hauptmanns, denn er hat als erster den Begriff des heroischen Schicksals mit den Menschen des Alltags verbunden und dem Theater Rollen gegeben, die es ihm noch immer dankt. - Im zweiten Band spiegelt sich im bewegten Leben Hauptmanns die neuromantische Periode, ein Zwischenspiel der Literatur, dem beispielsweise „Die versunkene Glocke" Richtung und Vertiefung gegeben hat. - Von den historischen Dramen wurde für den dritten Band „Florian Geyer" gewählt, von den Künstlerdramen „Michael Kramer", bei den späteren sozialen Dramen entschied Gregor sich für die „Ratten". Am Schluß jedes Bandes findet sich ein gut unterrichtendes Nachwort, das jeweils zu Einzelanalysen der Stücke übergeht. - Im „Buch der Leidenschaft", dessen Neuausgabe gleichfalls wieder vorliegt, erscheinen, nur flüchtig verschleiert, Hauptmanns eigene Erlebnisse der Jahre 1894 bis 1904, das „Schwanken zwischen zwei Frauen", das sich auch in diesem Bericht des französischen Emigranten „über zehn Jahre erstreckt". Und am Ende ist es die Geliebte, die den Aufschwung zu einem neuen Abschnitt des Lebens und Schaffens auslöst - ein zwar weithin privates, aber nach wie vor lesenswertes Buch.

Gerhart Hauptmann, „Ausgewählte Werke", hrsg. von Joseph Gregor, Bd. 1, Dramen, 416 S., Bd. 2, Dramen, 447 S., Lw. je DM 16,—. „Das Buch der Leidenschaft", 423 S., Lw. DM 14,—. Alle Bände: Gütersloh: C. Bertelsmann Verlag.

Dr. Barbara Bühler

Dauernde Freude spenden Geschenke in edlem

Lorenz Hutschenreuther

PORZELLAN

Erhältlich in den Fachgeschäften

Verlangen Sie bitte kostenlose Prospektzusendung von
Lorenz Hutschenreuther AG., Selb/Bayern

Ein Fingerzeig beim Uhrenkauf:
Steht Kienzle drauf?

Sie ist überall der Blickpunkt

im stilvoll eingerichteten Wohnraum.
Die Freude am Besitz einer KIENZLE-Stiluhr
ist deshalb eine große und dauernde.

Kienzle die attraktive Stiluhr

in vielen neuen Modellschöpfungen
-eine so schön wie die andere!

KIENZLE-Uhren ausschließlich in guten Fachgeschäften

DAS WUNDER DER ZUFLUCHT

Noch zittert in unzähligen Menschen der Schrecken, der sie aus ihrer einstigen Geborgenheit und Sicherheit hinausstieß in ein getriebenes Dasein, in dem es kein Halten und keinen Halt mehr gab. Und auch dort, wo inzwischen die Wanderung einmündete in den Kreislauf täglicher Pflichten, sind noch nicht alle Seelen zurückgekehrt aus dem Niemandsland der Heimatlosigkeit, in dessen gottverlassener Finsternis Furcht und Hoffnung endlos um die Herrschaft streiten. Wen will es wundern, wenn nur selten Stimmen der Zuversicht und der Freude sich aus der Mitte der Vertriebenen erheben; wen aber sollte es nicht um so mehr freuen, sie dennoch zu hören. Ruth Hoffmann, deren „Pauline aus Kreuzburg" eine erste Bresche in das bedrückte Schweigen schlug, gibt diesen Stimmen Raum in „Abersee", ihrem neuen Roman. Vier Schwestern, aus der schlesischen Heimat vertrieben, werfen all ihren Mut, ihren Glauben und ihre Kraft zusammen und ringen - auch für die fünfte, abseitige Gefährtin und die zwei Kinder - dem Schicksal das „Wunder der Zuflucht" ab, das sich keinem versagt, der daran zu glauben und dafür zu kämpfen bereit ist. Einfach, natürlich und liebenswert sind die Frauengestalten und die der Kinder in ein farbiges Geschehen gestellt; schlicht und von unverblümter Frische ist die Sprache - nur dort, wo weibliches Liebesempfinden Ausdruck sucht, gerät die sonst so sicher ausschreitende Verfasserin auf die Gleitbahn des Überschwangs, und das gereicht auch einem ausgesprochenen Frauenroman nun einmal nicht zum Vorteil. Doch, alles nur in allem genommen: es bleibt ein schönes, ein erfreuliches, ein ermutigendes Buch.
Ruth Hoffmann, „Abersee oder die Wunder der Zuflucht". Berlin: Verlag Dietrich Reimer, 239 S., Lw. DM 8,80. *Ursula Ebers*

LIEBE

Es gibt einen Raum im Bereich der menschlichen Seele, der nur von Licht erfüllt ist, von Wärme und Reinheit. Hier kann niemand nehmen, ohne gleichzeitig zu geben, und der leiseste Mißklang verstummt, weil kein Atem ihn weiterträgt. Was wir Liebe nennen, ist nur ein ungefährer Ausdruck für den unaufhörlichen Strom, über dem ein Schimmer des Göttlichen liegt. In ihm findet sich die liebende Hingabe wieder, das Beste in Ehe und Freundschaft, Herzensgüte und Ehrfurcht, Opfersinn und Vergebung, die rein empfundene Schönheit in jeder Gestalt. „Das Maß der Liebe ist Lieben ohne Maß", heißt der Untertitel eines reichen und trostvollen Lesebuches, in dem Käthe Braun-Prager die schönsten Worte vereint, die seit Menschengedenken bis in die unmittelbare Gegenwart über die Liebe gesagt wurden. Man sollte täglich fünf Seiten dieses Buches lesen, denn das tiefere Glück der Welt verschenkt sich nur den Aufgeschlossenen.
„Liebe", eine Anthologie von Käthe Braun-Prager. Wien 1953: Paul Zsolnay Verlag, 559 S., Lw. DM 15,80. *Barbara Bühler*

GUTE UNTERHALTUNG

Die Amerikanerin Ayn Rand berichtet in ihrem umfangreichen Roman „Der ewige Quell" von einem jungen Architekten, der, ungerührt von der Mißbilligung durch seine Umwelt, neue Bauformen zu verwirklichen sucht. Er kümmert sich nicht darum, was seine Freunde sagen und große Geldleute verlangen, er glaubt an sich und seine Mission mit der Hartnäckigkeit des genialen Technikers, der sich in seine Aufgabe vergräbt und sie über alles stellt. Dominique ist die Frauen-

gestalt benannt, die diesem handlungsvollen Roman die besondere Würze gibt. Sie ist die Tochter eines der größten amerikanischen Architekten alter Schule, Journalistin, eine ebenso einflußreiche wie bezaubernde Frau, die Howard, den Neuformer, zu vernichten sucht, obgleich sie ihn liebt. Dieser vielfältig schillernde Gesellschaftsroman ist von Harry Kahn ausgezeichnet übertragen worden. *(Ayn Rand, „Der ewige Quell". Zürich: Morgarten Verlag, Conzett & Huber, 941 S., Lw. DM 18,60.)*

Aus der Welt des Arztes holte sich die amerikanische Schriftstellerin Alice Hobart Stoff für ihren Roman „Im Zeichen der Schlange". Hier sind zwei Brüder, Alan und Sam, beides Ärzte, die ihre gemeinsamen Zukunftspläne nicht verwirklichen können, da der eine im Krieg erfahren mußte, daß der Arzt sich nicht nur um einen „Fall" zu kümmern habe, sondern um den ganzen Menschen, um dessen Schmerzen ebenso wie um dessen Sorgen und Nöte. So führt ihr Weg auseinander, jeder ist jedoch begleitet von einer verstehenden Frau. Jo und Esther müssen jeden Augenblick bereit sein, ihren Männern beizustehen, wenn das Schicksal in seinen Entscheidungen zum Bösen hin zielt. Man könnte dieses lebensvolle Buch neben den Roman von Cronin „Die Zitadelle" stellen. *(A. T. Hobart, „Im Zeichen der Schlange". Hamburg: Claassen Verlag, 408 S., Lw. DM 15,80.)* *Sabine Beckmann*

ATLAS ZUR WELTGESCHICHTE

Geschichte muß immer wieder neu geschrieben werden. Von jeder Biegung des Weges, den wir zurückgelegt haben, sieht sie anders aus. Diese Erkenntnis gehört zu den wesentlichsten Merkmalen unserer heutigen deutschen Historiographie, die sich um eine Neuwertung der Vergangenheit bemüht. So hat manches alte Standardwerk, das früher einmal gute Dienste leistete, für uns jetzt seinen Rang verloren. Ja, wir müssen bewußt darauf verzichten, wenn wir zu fruchtbaren Ergebnissen gelangen wollen. Diesem Gesichtspunkt hat der Georg Westermann Verlag Rechnung getragen, als er in einer sich über Jahre erstreckenden Gemeinschaftsarbeit mit Historikern, Pädagogen und Kartographen seinen Atlas zur Weltgeschichte schuf, von dem zunächst der die Neuzeit behandelnde dritte Band vorliegt. Hier haben wir es wirklich mit einer völligen Neuschöpfung in neuartiger Konzeption zu tun. Die politische Geschichte wird durch ihre Wechselwirkung zu allen Bereichen der Kulturgeschichte bestimmt, Spezialkarten zur Wirtschafts-, Bevölkerungs- und Siedlungsentwicklung, Rassen- und Religionsgeschichte sowie zur Kunst ergänzen die politischen Grundkarten vielfältig und sinnvoll. Dabei werden die Vorgänge der deutschen und europäischen Geschichte in ihren weltgeschichtlichen Zusammenhang gestellt und epochale historische Ereignisse nicht nur in ihrem Ergebnis, sondern auch in ihrer weitreichenden Ausstrahlung veranschaulicht. Die auf neuesten kartographischen Methoden fußenden Darstellungen der im Vielfarbendruck hergestellten Karten geben auch der Geschichte der außereuropäischen Erdteile gebührenden Raum. So ist ein wirklicher Atlas zur Weltgeschichte, frei von nationalstaatlicher Enge, frei auch von jeder Überbetonung der Kriegsgeschichte und reich an kulturgeschichtlichen Darstellungen, entstanden. Diese Veröffentlichung ist mehr als ein Unterrichts- und Nachschlagewerk. Sie ist ein Begleiter in das Leben und für das Leben.

„Westermanns Atlas zur Weltgeschichte." Hrsg. von Prof. Dr. Hans Stier, Prof. Dr. Ernst Kirsten, Prof. Dr. Wilhelm Wühr, Dr. Heinz Quirin,

Flims

DIE SONNENTERRASSE GRAUBÜNDENS

1150—2000 m ü. M.

Prachtvolles Skigelände, erschlossen durch eine moderne Sesselbahn, mit Abfahrten, die Anfänger und Skikanonen begeistern.

Ein kleiner Skilift auf der Übungswiese erleichtert den Skiunterricht (Skischule) und bildet eine besondere Attraktion für die Kinder.

Eine 3 km lange Schlittelbahn führt von der Mittelstation (1450 m) bis hinunter nach Flims.

Zwei moderne Klein-Schneeschleudern öffnen auch nach großen Schneefällen ein weites Netz meist ebener Spaziergänge. Die prachtvolle Sonnenterrasse beim Restaurant Naraus (Endstation Sesselbahn, 2000 m) wird auch dem Nichtsportler zum Erlebnis.

PARK-HOTEL WALDHAUS

150 Betten · Telefon 41181

In schönster, sonniger Lage · Erstklassig in jeder Beziehung. Die sehr geschmackvoll eingerichteten Räume bieten auch dem verwöhnten Gast ein behagliches Heim · Pauschalpreise (Zimmer, volle Verpflegung, Heizung, Taxen, Bedienung, freie Benutzung der Eisbahn): Fr. 26.– bis 32.–; Zimmer mit Privatbad: Fr. 32.– bis 45.–

HOTEL SEGNES UND POST 80 Betten
Telefon 41281 · Pauschalpreise: Fr. 20.50 bis 27.–

HOTEL BELLAVISTA 50 Betten
Telefon 41166 · Pauschalpreise: Fr. 18.– bis 22.–

Dr. Werner Trillmich, Dr. Gerhard Czibulka, Dr. Hermann Pinnow und Hans Ebeling. Teil III: „Neuzeit". Bearb. von Dr. Werner Trillmich und Dr. Gerhard Czibulka unter Mitarbeit von Prof. Dr. Bertold Spuler, Prof. Dr. Walter Kuhn, Dr. Helene Münscher, Prof. Dr. Rudolf Skreiber u. a. Braunschweig 1953: Georg Westermann Verlag. 59 S. u. 167 Karten, Hlw. DM 9,20.

Dr. Fritz Winzer

KALENDER AUF DAS JAHR 1954

Es ist in vielen Familien zur freundlichen Gewohnheit geworden, sich von Kunstkalendern durch das Jahr geleiten zu lassen. Man gibt ihnen einen guten Platz an der Wand, denn es sind Schmuckstücke, denen sich das Kalendarium als nützliche Ergänzung unterordnet. Der prächtigste Kalender auf das Jahr 1954 ist ohne Zweifel der großformatige Phaidon Kunstkalender *(Verlag Kiepenheuer & Witsch, DM 5,80).* Achtundzwanzig Farbtafeln, vorwiegend mit Gemälden der Großmeister abendländischer Kunst, teilen die Monate - man wird diese Blätter zur gegebenen Zeit zwar abreißen, aber man wird sie sich aufbewahren. In langjährig bewährter Form liegen die auch in diesem Jahre hervorragend gestalteten Wochen-Kunstkalender von *Bruckmann (DM 6,80), Hatje (DM 5,80)* und *Piper (DM 5,80)* wieder vor. Kaum bekannte Kunstwerke sind hier sorgsam ausgewählt, mit vielbeliebten Darstellungen vereinigt und von farbigen Reproduktionen hin und wieder unterbrochen. Der „Hyperion-Kunstkalender" wird wiederum mit seltenen Graphik-Blättern zu seinen Freunden finden *(Verlag Kurt Desch, München, DM 5,80).* Zum Wochenkalender von *Katzmann* „Meisterwerke christlicher Kunst", der wie in den Vorjahren außerordentlich eindrucksvoll seinen Themenkreis darbietet, tritt thematisch der kleinformatige Halbmonatskalender „Christophorus" *(Christophorus Verlag, Freiburg i. Br., DM 3,80);* 16 seiner Blätter sind vielfarbig gedruckt. Auch der einfarbige „Spemanns-Kunstkalender" *(DM 4,80)* - ein wenig ungebunden in der Auswahl - enthält mehrere Abbildungen von Beispielen christlicher Kunst. Der gleichfalls einfarbige Kunstkalender des *Holbein-Verlages, Basel (DM 5,80)* erweist sich der Qualität seiner bekannten Kunstbücher ebenbürtig. Der Musica-Kalender *(Bärenreiter-Verlag, Kassel, DM 4,20)* schlägt reizvolle Brücken von der bildenden Kunst zur Musik. Den Monatskalender „Wie die Zeit vergeht" hat Olaf Gulbransson in bewährter Weise mit humorigem Stift gestaltet *(Verlag Middelhauve, Opladen, DM 2,60).*

Jede Woche des kommenden Jahres begleitet der „Fährmann-Bildkalender" *(Christophorus Verlag, Freiburg i. Br., DM 5,—)* mit ausgesucht schönen, zum Teil farbigen Bildwiedergaben aus allen Lebensbereichen und über den Tag hinaus wirkenden Gedanken, die nichts gemein haben mit den üblichen Kalendersprüchen. - Die Schönheit alles Gestalteten in Natur und Kunst spürt der „Strache-Bildkalender" mit seinen vorzüglich fotografierten Wochenbildern auf, ein Jahresbegleiter von gediegener Vielfalt *(Verlag Die schönen Bücher, Stuttgart, DM 5,80).* - Die Welt der Frau spiegelt sich wider in der ästhetisch und sachlich reizvollen Bildfülle des „Regenbogen-Kalenders" *(Ehrenwirth Verlag, München, DM 4,80).* - Den Blumenfreunden wird der „Herbig-Kalender" mit seinen künstlerisch und technisch hervorragenden zwölf Wiedergaben von Wild- und Gartenblumen das ganze Jahr hindurch eine Quelle der Freude sein *(F. A. Herbig Verlag, Berlin, DM 4,80).* - Deutsche Landschaften, Städte und

Menschen faßt über alle Grenzen der Willkür hinweg der „Deutsche Kalender" zusammen, während der „Bayern-Kalender" den Süden Deutschlands in einer lebhaft-anschaulichen Bildfolge schildert *(beide im Verlag Carl Gerber, München, je DM 3,85).* - Ein Ereignis für die große Gemeinde der Bergfreunde ist wiederum der „Bergsteiger-Kalender" mit seinen hervorragenden Alpenaufnahmen *(Verlag Bruckmann, München, DM 4,80).* - Überraschende Einblicke in den unerschöpflichen Formen- und Erlebnisreichtum der Natur erschließt in vorbildlicher Weise der „Kosmos-Natur-Kalender", eine Fundgrube für jung und alt *(Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart, DM 4,80).* - Dem Jäger und Tierfreund längst ein fester Begriff ist der „Wild- und Hund-Jagdkalender", dessen neue Folge mit ihren 84 ein- und 8 mehrfarbigen Bildern Unterrichtung und ästhetischen Reiz in schönster Weise verbinden *(Verlag Paul Parey, Hamburg, DM 4,80).* - Ganz reizende Aufnahmen von Vierbeinern, Fischen und Vögeln weist der allen Tierfreunden wohlbekannte „Limpert-Tierbild-Kalender" auf *(W. Limpert Verlag, Frankfurt/M., DM 4,80),* während dem „Tierkalender" *(R. Piper Verlag, München, DM 4,80)* die heiter-sachkundige Wortbegleitung der Bilder durch Paul Eipper seinen besonderen Wert und Reiz gibt. - Kleine Kostbarkeiten aus Kunst und Dichtung bringt in erlesener Folge „Der kleine Freudenbringer" *(Bärenreiter-Verlag, Kassel, DM 2,40).*
Ein Abreißkalender wie „Franckh's Großer Bubenkalender", der zugleich ein spannendes und lehrreiches Bilderwerk über Natur, Sport und Technik gibt, ist bestimmt etwas für jeden Jungen *(Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart, DM 3,90).* - Für junge Mädchen bringt der „Kosmos-Taschenkalender heute, morgen, übermorgen" *(Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart, DM 2,80)* eine Fülle von Wissenswertem in heiterer Form; willkommen sind vor allem die kleinen Hilfen für Schule und Hausarbeit. - Mehr Unterhaltendes und eine besonders abwechslungsreiche Zusammenstellung bietet „Keki, Taschenbuch für Mädchen", während „Heijo, Taschenbuch für Jungen" vor allem Sport und Technik berücksichtigt *(beide im Verlag Junge Welt, Opladen, je DM 2,20).* - Im 63. Jahrgang erscheint nach siebenjähriger Pause auch der unvergessene „Auerbachs Kinder-Kalender" mit seinen lustigen Geschichten und Bildern, allen voran Mätzchen Mohr und Onkel Hahnemann *(Hoch-Verlag, Düsseldorf, DM 3,85).*

DER STEINMEISTER ANTON PILGRAM

Die Selbstbildnisse, die Anton Pilgram dem Orgelfuß und der Kanzel des Wiener Stephansdoms eingefügt hat, verraten das eigenwillig wahre, vom Leben schwer gezeichnete Antlitz eines Menschen, der als der große Einzelne den erbitterten Streit mit der Wiener Steinmetzenbruderschaft bis vor den Kaiser tragen ließ und sich am Ende mit aller Härte durchsetzte, denn für die Nachwelt ist er, ganz gleich, wie damals die menschlichen Hintergründe erscheinen mochten, im Wettstreit mit seinen Gegnern der unsterbliche Sieger geblieben. Seine Geburt vermutet man zwischen 1450 und 1460. Frühwerke hat man in Schwaben nachgewiesen (Heilbronn, Herrlingsheim, Wimpfen, Schwieberdingen), in Brünn war er Baumeister, seine reifsten Alterswerke aber zeigt der Stephansdom. Um 1515 ist dieser große Steinmeister, der in frühem Künstlerstolz und selbstgewählter Einsamkeit die auch in den übrigen zahlreichen Selbstbildnissen sich ausprägende Lebenstragik des Genialen auf sich

GENUA: VIA XX. SETTEMBRE

„La Superba" – die Prächtige nennt der Italiener diese Welt-Hafenstadt zwischen Bergen und Meer. In ihren engen, schattenspendenden Straßen, flankiert von stolzen Patrizierhäusern und monumentalen Palazzi, brandet das südliche Leben – vorüber an den Terrassen der Cafés und Osterien, wo Fremde und Einheimische nach Landessitte ihren Cinzano schlürfen. Abends leuchtet der Namenszug C-I-N-Z-A-N-O in Überlebensgröße auf und überstrahlt – von der Ponte Monumentale herab – die Via XX. Settembre. Auch hier zeugt er von der internationalen Beliebtheit dieser unnachahmbaren Spezialität Italiens. An sonnendurchglühten Berghängen gereift und nach alten Rezepten mit Kräutern gewürzt, tritt der Cinzano seinen Gang in alle Länder der Erde an. Wo er auch serviert wird, in der einfachen Trattoria oder im Luxusrestaurant, in fernen Kontinenten oder in Deutschland, überall bürgt der Name Cinzano für gleichmäßige und für unübertroffene Qualität.

DIE WELTMARKE

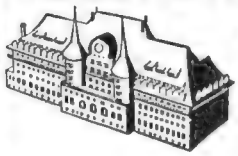
CINZANO

ROSSO (Rot) • BIANCO (Weiß)
DRY (Trocken, für Cocktails)

GRÖSSTE VERMOUTH-PRODUKTION DER WELT

S.A. FRANCESCO CINZANO & CIA. TORINO

SUVRETTA HOUSE



SUVRETTA HOUSE ST. MORITZ

Winter- und Sommersaison
Vom 10. bis 31. Januar und 1. bis 15. März stark reduzierte Preise.
Leitung: A. Candrian

ST./MORITZ

OBERALLGÄU
Hindelang
Bad Oberdorf
mit Oberjoch, 850–1150 m

Spazierwege werden ausgeschaufelt · Durch Sesselliffe Verbindung von Heilbädern mit Hochgebirgsreizklima · Schönste deutsche Paßstraße

AUSKUNFT: KURVERWALTUNG · TELEFON 477

Rheuma, Ischias, Arthritis, Furunkulose
Kurheim Bad Sebastiansweiler
Kreis Tübingen
SCHWEFELBAD
Bäder im Hause, Massagen (Bindegewebe), Diät, Labor, Pauschalen.
Jahresbetrieb · Prospekte
Direktor. Dr. med. v. Hauff

Empfehlenswerte Reiseziele
finden Sie im Anzeigenteil von
WESTERMANNS MONATSHEFTEN

WENGEN 1300 m
BERNER OBERLAND (SCHWEIZ)

Der erstklassige Wintersportplatz ohne Autos. Jeder Wintersport und Zentrum schönster Skiabfahrten. Bergbahnen, Skilifts, Schwebebahn auf den Männlichen.

PALACE-HOTEL
und National

Das führende Haus im Jungfraugebiet, das Ihnen in Sonne und Schnee und bester Gesellschaft wirkliche Erholung bietet.

Fritz Borter, Besitzer

Gleicher Besitzer:

ALBERGO VILLA MAGLIASINA / Lugano
Direkt am Golfplatz von Lugano

nahm, wahrscheinlich gestorben. In langen Jahren sorgfältiger wissenschaftlicher Zusammenfassung und Durchdringung hat Karl Oettinger die erste Monographie des Meisters erarbeitet und gleichzeitig die erste Gesamtdarstellung der Wiener Plastik der gesamten Epoche gegeben. Der ausgezeichnete, umfangreiche Bilderteil macht dieses großformatige Werk zu einer ebenso repräsentativen wie kunsthistorisch – in Anmerkungen, Urkundenanhang und Werkkatalog – grundlegenden Neuerscheinung.

Karl Oettinger, „Anton Pilgram und die Bildhauer von St. Stephan". Wien: Herold Verlag, 120 S. Text u. 202 Abb., Lw. DM 24,—.

Dr. Goetz Moebius

ZUR STILGESCHICHTE DES MÖBELS

Innerhalb der Geschichte der menschlichen Kultur nimmt der Hausrat, das Möbel vor allem, einen bevorzugten Platz ein. Die Kleidung ausgenommen, gibt es kein anderes Attribut des gesitteten Menschen, das so stark geprägt ist von seinen Bedürfnissen und zugleich von seinem Sinn für Formenschönheit. Als zweckbestimmter und niemals zweckentfremdeter Gebrauchsgegenstand erfuhr das Möbel – sei es Bett, Tisch, Stuhl, Schrank oder Truhe – eine an Formenvielfalt und kunsthandwerklicher Veredlung reiche Entwicklung, die heute noch dem Möbelgestalter eine Fülle von Anregungen, dem Liebhaber und Sammler aber ein Feld unerschöpflicher Entdeckungsmöglichkeiten bietet. Ein in seiner Art vorbildlicher Leitfaden der Geschichte des Möbels ist das Handbuch „Möbel" von Robert Schmidt, dessen Wert allein schon durch die Tatsache unterstrichen wird, daß es seit seinem Erscheinen vor über 40 Jahren immer wieder neu aufgelegt werden mußte. Eine gediegene Ausstattung und 239 ausgewählte Abbildungen zeichnen den Band aus. – Während Schmidt seine Darstellung mit dem Biedermeier abschließt, wird in dem Buch von Emil Augst „Das deutsche Möbel" die stilgeschichtliche Entwicklung bis in die Gegenwart hinein verfolgt und in durchaus neuzeitlichen, dabei jedoch traditionsgebundenen Lösungen gezeigt. Die Darstellung dieses Werkes ist darauf angelegt, einem weiteren Kreis den Zugang zu diesem kulturgeschichtlichen Bereich zu öffnen.

Robert Schmidt, „Möbel. Ein Handbuch für Liebhaber". Braunschweig: Klinkhardt & Biermann Verlag, 305 S., 239 Abb., Lw. DM 26,—.

Emil Augst, „Das deutsche Möbel. Grundzüge seiner stilgeschichtlichen Entwicklung und zeitgemäßen Gestaltung." Augsburg: Hans Rösler Verlag. 224 S., 300 Abb., Hlw. DM 17,50.

Ursula Ebers

DREIMAL AFRIKA

Man könnte meinen, das ursprüngliche, unberührte Afrika sei bereits versunken, erreichten uns nicht immer wieder einmal Zeugnisse seiner, wenn auch eingeschränkten, Wirklichkeit. Der Schweizer Jürg Klages, als hervorragender fotografischer Schilderer bereits durch zwei schöne Bildbände ausgewiesen, berichtet von einem solchen Fleckchen Unberührtheit im Gebiet der Goldküste, das der Schöpfer gleichsam als Beispiel seiner ursprünglichen Absichten aufbewahrt zu haben scheint. Einblick in eine unversehrt gebliebene kleine Welt geben die rund hundert Bilder seines Afrika-Buches „Navrongo". Sie entstanden während eines drei Monate langen Aufenthaltes in der gleichnamigen Siedlung des Neger-Stammes der Kassena-Nankanni aus einem Höchstmaß an fotografischem Können und – was hier wesentlicher erscheint – aus echter mensch-

licher Anteilnahme und dem Wissen um die Unwiederholbarkeit einer solchen Begegnung mit dem Wunder paradiesischer Unschuld. Hinter den beredten Abbildern schöner, unbefangener, in der ursprünglichen Ordnung eines ganz und gar natürlichen Daseins ruhender Menschen, hinter den Bekundungen ihrer Daseinsfreude, ihres Kunstsinns, ihres Arbeitsfleißes und ihres Reichtums an Gemütswerten tritt das berichtende Wort bescheiden zurück - es sollte deshalb nicht übersehen werden. Das Schönste an diesem schönen Buch aber ist die Begegnung mit den Kindern von Navrongo: wo sah man jemals zuvor solch paradiesisch-nackte Unbekümmertheit - und Bekümmertheit! - Es fällt nicht leicht, sich aus dem liebenswürdigen Bann dieser kleinen Welt zu lösen. Doch Afrika ist groß, und vielgestaltig sind die Zugänge zu ihm und seiner Erlebnisfülle. Der Großwildjäger, lange eine beherrschende Gestalt der Afrika-Literatur, ist immer mehr vom Tierfotografen abgelöst worden. Den erhöhten Reiz beider Jagdarten, des Pirschgangs mit Fernglas und Büchse und der nicht minder erregenden Jagd mit Film- und Fotokamera, hat Dr. Arthur Lindgens auf einer ausgedehnten Expedition auskosten dürfen, die ihn und seine Frau im Jeep durch Busch und Steppe Ostafrikas, ins Großwildparadies Kenya, nach Tanganyika, Uganda und Belgisch-Kongo führte. In einem temperamentvoll hingeplauderten Jagdbericht „Afrika aufs Korn genommen" legt er die stattliche Strecke: einhundertsechsundsiebzig teils farbige Aufnahmen, ausgezeichnet vor allem durch ihre instruktive Unmittelbarkeit. Der gut ausgestattete Band gibt einen fesselnden Überblick über den auch heute noch imposanten Bestand jagdbaren Wildes in Afrika, daneben manchen reizvollen Schnappschuß von Landschaften und Eingeborenen. - Friedfertig und allein auf die Vermehrung unseres Wissens um die Tierwelt fremder Zonen gerichtet ist die Arbeit des Tierfängers. Tierfreunde können sich folglich keinen besseren Berichterstatter wünschen als Arnulf Johannes, der „Für Hagenbeck in Afrika" auf gefahrvollen Unternehmungen ungezählte große und kleine Tiere in freier Wildbahn überlistet, gefangen und nach Stellingen gebracht hat. Ulrich Dunkel hat aus seinen Tagebüchern und Fangberichten und einer Anzahl ausgesucht schöner Aufnahmen einen ungemein lebendigen Bericht gefügt, der ebenfalls - aus einem völlig anderen Blickwinkel - noch einmal den romantischen Zauber Afrikas beschwört. Wie lange werden solche Bücher noch geschrieben werden können?

Jürg Klages, „Navrongo". Zürich 1953: Rotapfel Verlag. 108 Aufnahmen, Lw. DM 23,80.
Dr. Arthur Lindgens, „Afrika aufs Korn genommen". Mit Büchse und Kamera durch Ostafrika. Hamburg 1953: Paul Parey Verlag, 240 S. mit 25 mehrfarbigen und 151 einfarbigen Abbildungen, Lw. DM 36,—.
Ulrich Dunkel, „Für Hagenbeck in Afrika". Stuttgart 1953: Kreuz Verlag. 95 S., Hlw. DM 12,80.

Gerhard Joop

DIE KRANKHEIT DER HEIMKEHRER

Die Menschen in den Gefangenenlägern, die der moderne Krieg entstehen ließ, haben den Hunger am eindringlichsten erlebt. Und wohl alle diejenigen, die heimkehren durften, brachten eine Krankheit mit, die kaum jemand kannte und deren Existenz sogar geleugnet wurde, weil oft kein Anzeichen zu entdecken war: die Dystrophie. Die Folgen langjähriger Unterernährung schienen bei gutem Essen bald wieder behoben zu sein - aber man mußte feststellen, daß der Hunger tiefere Spuren hinterlassen hatte, in jedem

Körperteil, in jedem Organ, bei dem einen hier, bei dem anderen dort. Der verdienstvolle Leiter des Heimkehrer-Krankenhauses Fischerhof bei Uelzen (Hannover), Dr. Dr. Gauger, hat nun in dem Buch „Die Dystrophie als psychosomatisches Krankheitsbild" seine Erfahrungen und Forschungen auf dem Gebiet der Dystrophie dargelegt. Und er zergliedert damit viele „Heimkehrerprobleme" an ihren Wurzeln und kommt zu dem Schluß, daß die Dystrophie eine Krankheit, und der Heimgekehrte darum nicht nur erholungsbedürftig, sondern auch pflegebedürftig ist. - Dieses Buch scheint uns nicht nur für Mediziner geschrieben zu sein. Jeder, der - in Familie oder Beruf - solchen Menschen nahekommt, sollte sich hier unterrichten, bevor er auf Hilfe sinnt. Und Gaugers Buch geht auch den Heimkehrer selbst an, der hier vieles von dem erklärt findet, was er während der Gefangenschaft dunkel ahnte und was ihm heute noch das Leben erschwert.

Dr. phil. Dr. med. Kurt Gauger, „Die Dystrophie als psychosomatisches Krankheitsbild". München und Berlin: Urban & Schwarzenberg Verlag, 240 S., Lw. DM 14,80. *Michael Osthausen*

ARMSTRONG ERZÄHLT

Die Jazzfreunde sind sich nicht immer einig, wenn es gilt, die Rangfolge ihrer Lieblinge zu bestimmen. Wer aber der König der Jazzmusiker ist, darüber wird nicht mehr diskutiert. Es ist Louis Armstrong, der im Jahre 1900 in New Orleans geborene Trompeter und Sänger. Auf der Höhe seines Ruhmes hat Armstrong jetzt seine „Memoiren" geschrieben. Mit liebenswerter Bescheidenheit und erfrischender Naivität: Er erzählt von den Jahren seiner Kämpfe, von seiner Jugend in New Orleans. Der Negerbub Dipper, wie Louis damals genannt wurde, hat viel Unerfreuliches erleben müssen, er hat gehungert, er hat für wenig Geld schwerste Arbeiten verrichtet - doch das alles ist überstrahlt von der Erinnerung an die ersten Swing-Bands, die er hörte, an das erste Cornett, das er blies, an die ersten Freunde, mit denen er zusammen spielte, - die nach dem bescheidenen Armstrong weitaus größere Musiker gewesen sein müßten als er. Sein Lebensbericht vermerkt nicht mehr, daß eines Tages die Welt nach ihm griff und er mit zweiundzwanzig Jahren zu Joe „King" Oliver nach Chikago ging; sicher wird damit eines Tages ein zweites Buch beginnen - es wird sich aber mit dem vorliegenden kaum vergleichen können; denn hier, mit der Schilderung seiner Jugend, gibt Armstrong gleichzeitig einen Abriß der fast unbekannten, in den trostlosen Negerslums von New Orleans sich vollziehenden Frühgeschichte des Jazz.

Louis Armstrong, „Mein Leben - mein New Orleans". Hamburg: Rowohlt Verlag, 192 S., kart. DM 5,80. *Karlheinz Dörbeck*

DER MINISTER-PLOETZ

Der „Große Ploetz", das bekannte und bewährte Nachschlagewerk der Weltgeschichte, ist durch einen ebenso notwendigen wie dankenswerten Zusatzband ergänzt worden. Der Hamburger Historiker Prof. Dr. Bertold Spuler hat sich darin der mühevollen Aufgabe unterzogen, eine umfassende und zuverlässige Übersicht über die Regenten und Regierungen der Welt in den Jahrhunderten seit 1492 zu geben. Die in klarer und anschaulicher Form aufgestellten Tabellen und Verzeichnisse, die rund 120 Staaten erfassen, schließen auf dem Gebiete der historisch-politischen Literatur eine seit langem bestehende empfindliche Lücke. Die einzigartige Sammlung, deren

Benutzung durch ein vortreffliches Register noch wesentlich erleichert wird, kann den im öffentlichen Leben stehenden Politikern, Verwaltungsbeamten und Diplomaten genau so nützlich sein wie Wissenschaftlern, Studenten, Lehrern und Schülern.

Bertold Spuler, „Regenten und Regierungen der Welt. 1492—1953." Bielefeld: Verlagsbuchhandlung A. G. Ploetz, 639 S., Lw. DM 19,50.

F. L. Ronnenberg

NEUE JUGENDBÜCHER

Unerschöpflich und unersetzbar im Bereich des Schrifttums für die kleinen und kleinsten Zuhörer - von Lesern kann man ja hier noch nicht sprechen - ist und bleibt der Schatz der Märchen. Zwei illustrierte Ausgaben ausgewählter Märchen der Brüder Grimm sind unübertroffen: die der *Droemerschen Verlagsanstalt* in München mit den Aquarellen von Ruth Koser-Michaels *(DM 12,50)* und die großformatige Ausgabe des Verlagshauses *Christian Wolff*, Flensburg, mit den farbigen Zeichnungen von Nils Graf Stenbock *(DM 9,80)*. Das Droemer-Buch ist im Inhalt umfänglicher, der Wolff-Band zeichnet sich besonders durch seinen vorzüglich gedruckten, leicht lesbaren Text aus. Koser-Michaels illustrierte auch die *Droemer-Ausgabe* von Andersens Märchen *(DM 6,80)*; eine von Stenbock bebilderte Auswahl des dänischen Märchendichters ist in nächster Zeit auch im Wolff-Verlag zu erwarten. - „Nuni" ist ein kleines Mädchen, das eine lange Wanderung vom Ende der Welt bis zum Haus am Murmelbach, wo ihre Eltern wohnen, machen muß. Ihre wundersamen Erlebnisse unterwegs erzählt Fritz Mühlenweg in dem gleichnamigen besinnlichen Märchen, das mit besonders schönen Federzeichnungen versehen ist. *(Herder Verlag, Freiburg. DM 4,80.)*

Straße, Haus und Schule

Die Binsenwahrheit, daß wirklich gute Bücher für die Jugend - sofern es sich nicht um die ausgesprochen kindlichen Altersgruppen handelt - meist auch Bücher für die Erwachsenen sind, erfährt immer erneut Bestätigung, wie beispielsweise durch Cili Wethekams „Ein Loch im Dach" *(Schünemann Verlag, Bremen, DM 5,20)*. Für Jugendliche, vor allem Mädchen, und für Junggebliebene ist diese reizende, beziehungsreiche Geschichte der Menschen aus dem grünbewachsenen Haus geschrieben. - Zu dieser Gruppe gehören Bücher, die bei aller Spannung und humorvollen Erzählweise ernste Sozialprobleme aufgreifen, wie Enid Blytons „Treffpunkt Keller", das eine Warnung für die jungen und eine Mahnung an die erwachsenen Leser darstellt *(Erika Klopp Verlag, Berlin, DM 4,80)*. - Auch das von Heiterkeit, Güte und Liebe durchsonnte Tagebuch einer durchaus nicht immer freudenreichen Kindheit „Jurka erlebt Wien", aufgezeichnet von der Mutter, der bekannten Schriftstellerin Alja Rachmanowa, gehört hierher; ein Buch für alle aufgeschlossenen jungen und noch nicht altgewordenen Herzen *(Verlag Rascher, Zürich, Lw. DM 17,50)*. - Geheimnisvoll beginnt die Geschichte vom „Schatz des Seeräubers". Wenn die Suche danach aber auch ein glatter Reinfall wurde, läßt Marie Louise Kendzia Kat und ihre vier Freunde doch so viel lustige Ferienabenteuer erleben, daß schließlich alle ihre Freude haben - die Leser vor allem *(D. Gundert Verlag, Stuttgart, DM 2,50)*. -

BORKUM
JUIST
NORDERNEY
BALTRUM
LANGEOOG
SPIEKEROOG
WANGEROOGE

Nordsee-Urlaub entspannt, entschlackt, regeneriert und erhält die Arbeitskraft

Schrift: „Schöne Ferienziele" gegen Rückporto durch den LVV Ostfriesland, Emden, Postfach 223

Im 1000jähr. **Goslar** (Harz/br. Zone)
Fremdenheim **Kloster Frankenberg**
Pension 9,— bis 11,— DM. Glückl. Verbindung von Kunstdenkmälern, Naturschönh. und behagl. Hause. Auch in den Übergangsmonaten gut besucht. Illustrierte Werbeschrift. Daueraufenthalt ermäßigt.

Ab vom Gewicht!
Bei Fettleibigkeit, schlechter Verdauung regelmäßig
Dr. Schieffers
Stoffwechselsalz
nehmen. Es entwässert das Gewebe und macht schlanker
Packung DM 1,55 u. DM 2,50. Gratisprobe und Broschüre bei Ihrem Apotheker u. Fachdrogisten

15 000 Briefmarken
der ganzen Welt, sauber geordnet zum Aussuchen. Jedes Stück 3½ Pfennig. Angebot kostenlos!
Marken-Schneider / Reutlingen 55

Bitte beziehen Sie sich bei allen Anfragen stets auf
WESTERMANNS MONATSHEFTE

Geistig überlegen, energiegeladen, arbeitsfreudig durch **BIOCITIN**
Seit 50 Jahren bewährt · seit 50 Jahren Dankschreiben

Ihr Gebiß sitzt fest beim Essen, Sprechen, Husten, durch Beistreuen mit
APOLLO-PULVER
in Apoth. u. Drogerien
Bi-SA-FO Rüsselsheim
Pckg. DM —,85

Für die Jüngsten:

SCHÖNE BILDERBÜCHER

Lisa Barck und Reinhold Escher
DIE WICHTELHOCHZEIT
32 Seiten, mit vielen farbigen Bildern, Halbleinen DM 4,80, für Monatsheft-Leser DM 4,25

„Ein reizendes Kinderbuch, das in Vers und Bild die Welt der kleinen Waldbewohner vertraut macht. Es vermag das kindliche Gemüt für die Freude an Tier und Pflanze zu öffnen." Evangelischer Buchberater

Ilse Firbas
MALBUCHGESCHICHTEN
80 Seiten, mit vielen farbigen Bildern, Halbleinen DM 5,80, für Monatsheft-Leser DM 5,20

„Hinter diesem Titel verbirgt sich eine Wunderwelt. Ein Junge lernt die leuchtende Schönheit des Farbenlichtes und den Ernst des Landes Schwarz-Weiß, in dem nur gezeichnet wird, kennen. Besonders bemerkenswert: Dies Buch zeigt in wohltuender Art moderne Malweise." Die Neue Zeitung, München

Busso Malchow und Eugen Roth
BUNTES BUCH DER TIERE
64 Seiten, mit vielen farbigen Bildern, Halbleinen DM 4,80, für Monatsheft-Leser DM 4,05

„Eines der reizendsten modernen Kinderbücher mit ganzseitigen großangelegten Tierbildern auf einfarbigem Hintergrund und Eugen-Roth-Versen, die den Kindern spielend eingehen." Westdeutsche Allgemeine, Bochum

GEORG WESTERMANN VERLAG BRAUNSCHWEIG

Und daß „Das schlimme Töfferl" ein kleines Auto ist und in dem heiteren Buch von Annelies Umlauf-Lamatsch kein gerade geruhsames Leben führt, kann man sich fast von selber denken *(Carl Loewes Verlag, Stuttgart, DM 3,20).*

Abenteuer, Seefahrt und Ferne

Gern zeigen wir auch dieses Mal wieder die großen Jahrbücher an. „Der gute Kamerad" hält ein ausgewogenes Gleichgewicht zwischen allen belehrenden, unterhaltenden und rein erzählenden Beiträgen. Hervorheben möchte man die Beiträge über „Schiefe Türme", den Schildkröten-Aufsatz, den Schiffsbaubeitrag und „Am Rande der Rennstrecke" *(Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart, 400 S., mit 360 Abb., DM 11,50).* - Eine großformatige Bildverteilung weist „Durch die weite Welt" auf, mit Falttafeln über Steinkohlenbergwerk, Stahlrohrfabrikation, Eisenbahntypen, mit Beiträgen über den Fallschirmabsprung aus der Stratosphäre und vieles mehr *(Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart, 404 S. mit über 400 Abb., DM 12,50).* - Ganz besonders die interessanten naturwissenschaftlichen und technischen Themen bevorzugt „Das neue Universum", in dem die Beiträge über das Fernsehen, über moderne Flugzeuge, Sehen bei Dunkelheit, Flugzeugstützpunkte im Eis neben gleichfalls sehr guten und abwechslungsreichen Beiträgen aus allen anderen Lebensgebieten stehen *(Union Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, 408 S. mit über 500 Abb., DM 12,80).* - In einem weniger umfangreichen, bescheidener ausgestatteten und darum auch billigeren Jahrbuch „Männer, Fahrten, Abenteuer" wird das Verhalten des einzelnen in der entscheidenden Stunde, und zwar als Sammlung von Tatsachenberichten desselben Autors, herausgestellt *(Andermann Verlag, München, 159 S. mit zahlreichen Abb., DM 4,80).*

Tierbücher

Eine auch für Erwachsene anziehende Sammlung von Tierfabeln ist „Die treulose Füchsin" des spanischen Denkers Ramón Llull, der im 13. Jahrhundert auf Zypern und in Nordafrika lebte; in der Übersetzung von Joseph Solzbacher ein nach Gehalt und Ausstattung gleich wertvolles Lese- und Vorlesebuch *(Herder Verlag, Freiburg, DM 4,80).* - Zu den Dingos nach Westaustralien führt J. A. Downie mit „Womba, der Wildhund", der darin mit den spannenden Tierabenteuern Land und Leute verbindet *(Schaffstein Verlag, etwa DM 5,60).* - Australien ist auch der Schauplatz des prächtigen Buches „Ajax mein Lebensretter", in dem Mary Elwyn Patchett ihre abenteuerreiche Jugend auf der väterlichen Rinderfarm und Leben und Taten ihres besten Freundes, des Goldhundes Ajax, schildert *(Erika Klopp Verlag, Berlin, DM 4,80).* - Von den jungen Südfranzosen Léon und Pierre erzählt Heinz Sponsel in „Der Hüter der wilden Stiere"; er schildert ein Leben zu Pferde, Stierkampf und Hirtenberuf *(Gundert Verlag, Stuttgart, DM 5,90).* - Alle jungen Tierfreunde aber und alle Freunde wirklich guter Tierzeichnungen werden ihre helle Freude an den „Tierfamilien" haben, deren Abbildungen von F. Rojanowsky stammen *(Metzner Verlag, Frankfurt a. M., DM 2,80).* - Weil eine Ratte ihm das Schwänzchen abgebissen hat, trägt das schwedische Kätzchen, dessen aufregenden Lebenswandel Gösta Knutson lustig schildert, den hübschen Namen „Petter Schwanzlos" *(Loewes Verlag, Stuttgart, DM 4,20).*

Ein rundes Menschenalter an Erfahrungen auf dem Gebiet der lebendigen Unterhaltung und anregenden geistigen Grundlagenbildung können die Mädchenjahrbücher „Meine Welt", Nachfolgerin des weitbekannten „Kränzchen", und - für die Jüngeren - „Der Jugendgarten" nun bereits für sich nutzbar machen. Sie bringen wieder Natur- und Weltkunde, Modefragen, Wissenswertes von Film, Jazz, Reisen, Sport - unmöglich, die bunte Fülle der kurzweilig erzählten Beiträge in wenigen Worten auch nur anzudeuten. Erzählungen guter Autoren, viele ausgesucht schöne, anschauliche, teils farbige Fotos und Zeichnungen erhöhen die inneren und augenfälligen Vorzüge dieser empfehlenswerten Bände *(Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart, DM 11,50 und DM 9,80).* - „Glückliche Jahre" heißt ein Neuling unter den Mädchenjahrbüchern, der bei geringerem Umfang und Preis eine ansprechende Auswahl von Beiträgen mit ähnlicher Zielsetzung vorweist. Bildwirksame ganzseitige Fotos fallen bei diesem auch äußerlich gefälligen Band besonders ins Auge *(Wilhelm Andermann Verlag, München, DM 4,80).* - „Ferien wie noch nie" erlebt Alma Holgersens Toni, vielen Mädeln schon bekannt, in den Bergen und in Italien und findet dabei wieder Gelegenheit, ihren Mut und ihr gutes Herz zu beweisen. - Aufregend geht es zu in „Ein Hund ging verloren" von Adrienne Thomas, bis Bazi, der Schäferhund, zur Freude seiner jungen Freunde wieder auftaucht. *(Beide Bücher: Carl Ueberreiter Verlag, Wien, DM 4,80).* - Und zum Schluß noch einen ausgesprochenen Mädchenroman: Mit sechzehn Jahren macht einem jungen Mädchen das Leben bereits zu schaffen, und da kann „Hase" schon von Glück sagen, daß sie einen so guten, lebensklugen Freund wie ihren Schriftsteller-Onkel Robbin gefunden hat, mit dem sie in Merete van Taacks „Robbin und der Hase" eine Ferienfahrt in die Schweiz machen darf *(Loewes Verlag, Stuttgart, DM 5,80).*

Das Service „Rheinpfalz", Dekor „Sommerfreuden", schuf der Rosenthal-Modelleur Richard Scharrer für die Krister-Porzellan-Manufaktur Landstuhl aus dem Geist unserer Zeit. Es ist elegant, aus sehr dünnem Porzellan und äußerst preiswert.

KLEINE CHRONIK DER ZEIT

LITERATUR

Marcel Prousts mehrbändiges Hauptwerk „Auf der Suche nach der verlorenen Zeit" erscheint zum erstenmal vollständig in deutscher Übersetzung. Der Suhrkamp Verlag will bis Ende 1956 die Herausgabe abgeschlossen haben, die mit dem ersten Band „In Swanns Welt" bereits begonnen hat.

Die Ernst-Barlach-Gesellschaft, die den Nachlaß des vor 15 Jahren verstorbenen Dichters und Bildhauers betreut, beabsichtigt, in Ratzeburg ein Ernst-Barlach-Archiv zu errichten. Die Leitung übernimmt Klaus Barlach, der Sohn Ernst Barlachs.

Eine reiche Fundgrube für die Fontane-Freunde bieten die kürzlich veröffentlichten, bisher unbekannten Briefe des Dichters an Georg Friedlaender.

Hermann Stehrs Roman „Das Mandelhaus" wurde an Hand von nachgelassenen Manuskripten des Dichters auf das Doppelte seines bisherigen Umfangs erweitert und neu herausgegeben.

Der Keßler-Verlag, Mannheim, sucht für eine in Vorbereitung befindliche Anthologie junger Dichtung neue Arbeiten junger Lyriker. Einsendeschluß ist am 31. Januar 1954.

Die Porzellanfabrik Johann Haviland schuf mit der Form „Undine" (Entwurf Raymond F. Loewy) ein gutes Beispiel zeitgemäßer Tischkultur. Dekor: „Goldpunkte".

Landschulheim
BURG NORDECK
ÜBER GIESSEN
Familienhafte Pflege, Jungen und Mädchen
WISSENSCHAFTLICHER UNTERRICHT
Kunst / Handwerk / Sport

LA CHÂTELAINIE Gegr. 1880
ST. BLAISE / NEUCHÂTEL / Schweiz
Töchterpensionat / Sprachen (bes. Französisch), Englisch, Spanisch, Italienisch / Dolmetscherschule, Abteilungen für Handel (Abschlußdiplom), Haushalt, Allgemeinbildung / Sporte / Vorbereitung deutscher Examen (Mittlere Reife, Abitur). Abteilung für über 20jährige. Winteraufenthalt in den Alpen (Gstaad).
Prospekte durch die Direktion: Dr. A. Jobin

HÖHERE PRIVATSCHULE MIT SCHÜLERHEIM BAD HARZBURG
Die Schule mit individueller Behandlung u. dem Lehrplan d. Oberschule. Das Heim in der schönsten Lage am Fuße d. Burgbergs.
Bad Harzburg, Alter Kaiserweg 4, Telefon 10 50

HAUSHALTUNGSSCHULE
JUNGMÄDCHENLANDHEIM SCHLOSS EISENBURG
bei Memmingen / Allgäu
650 m ü. d. M., herrl. Lage, bestempf. Haus kleiner Kreis, Mitgl. des Verbandes der deutschen Privatschulen. Kursbeginn: Ostern u. Herbst (1. Okt.). Zusätzl. Unterricht mögl. in: Sprachen, Musik, Handelsfächern. Sommer- u. Wintersport. Aufn.-Beding.: Mittelschul-, Oberschul- oder Gymnasialbildung.

HFS Dolmetscher- und Korrespondentenkurse Berufsausbildung
Prüfungsabschluß Deutsch für Ausländer
Fremdsprachl. Kurzschrift und Maschinenschreiben. Wohn- u. Studienheim.
Hamburger Fremdsprachenschule G. m. b. H., Dolmetscher-Institut
Karlstraße 38 WM Telefon 223592

Ausbildung zur
staatl. gepr. Gymnastiklehrerin
(Sport, pfleg. Gymnastik, Tanzgestaltg.)
Berufsfachschule für Gymn.-Lehrerinnen
Kieda.sch, Stuttgart-Deg., Ob. Weinsteige 46

Unterrichtsanstalten,
die Schüler aus den guten Kreisen wünschen, empfehlen sich am besten durch
WESTERMANNS MONATSHEFTE

SCHWARZERDEN/RHÖN
Ausbildung zur Gymn.-Lehrerin (staatl. Abschluß), gymnastisch - pflegerisch - musisch. Kinderkurheim — Gymn.-Schule Schwarzerden, Post Poppenhausen / Wasserkuppe

Der Berliner Kulturbuch-Verlag hat einen Preis von 2500 DM für ein noch unveröffentlichtes Romanmanuskript ausgeschrieben. Teilnahmeberechtigt sind Autoren, die ihren Wohnsitz in Berlin haben oder längere Zeit hatten. Der letzte Einsendetermin ist der 30. April 1954.
Der Rembrandt-Verlag, Berlin, feierte den Tag seiner Gründung vor 30 Jahren.

THEATER

Das Düsseldorfer Schauspielhaus brachte in der Inszenierung von Gustaf Gründgens erstmalig das einzige Theaterstück des amerikanischen Schriftstellers Thomas Wolfe „Herrenhaus" auf die Bühne.
Im Landestheater Hannover fand unter der Leitung von Generalintendant Kurt Ehrhardt die Uraufführung des Schauspiels „Die eigene Meinung" von Hans Rothe statt.
Das Staatstheater Braunschweig bereitet die Uraufführung des Schauspiels „Ballade in Texas" von Friedrich Kolander vor.
Das Theater der Stadt Koblenz hat die Uraufführung der Komödie „Der Puppenspieler" von Wolfgang Altendorf in sein Programm aufgenommen.
Das Staatstheater Saarbrücken erwarb die Komödie „Eine kleine Staatsaffäre" von Kadidja Wedekind zur Uraufführung.
Arthur Millers neues Werk „Hexenjagd" wird im Januar gleichzeitig an den Städtischen Bühnen Frankfurt/Main, den Münchner Kammerspielen und dem Berliner Schillertheater erstmalig dem deutschen Publikum vorgeführt.
Unter der Regie von Hans Schweikart wurde in den Münchner Kammerspielen die „bairische Komedi" „Astutuli" von Carl Orff uraufgeführt.
In Gelsenkirchen gelangte die Spieloper „Des Kaisers neue Kleider" von Hans Lofer zur Uraufführung.
Die bisher nur in Frankreich gespielte Oper „Maximilian" des französischen Komponisten Darius Milhaud wurde im Oldenburgischen Landestheater für Deutschland erstaufgeführt. Das gleiche Theater brachte auch das neue Schauspiel von Jean Cocteau „Die Ritter von der Tafelrunde" zur deutschen Erstaufführung.
Nach Meldungen aus Bayreuth steht es nunmehr fest, daß die diesjährigen Richard-Wagner-Festspiele am 22. Juli mit einer Neuaufführung des „Tannhäuser" eröffnet werden. Auf dem Programm stehen außerdem „Lohengrin", „Parsifal", „Der Ring des Nibelungen" sowie „Tristan und Isolde".

MUSIK

Im Rahmen der von Ferdinand Leitner dirigierten Symphoniekonzerte des Württembergischen Staatsorchesters wurden Hugo Herrmanns „Symphonische Metamorphosen" uraufgeführt.
In Remscheid fand die Uraufführung einer Sinfonie des als Chorfachmann bekannten Komponisten Hajo Kelling statt.
Herbert von Karajan ist für das neue Jahr zu einer Gastspielreise nach Japan eingeladen worden. Er dirigiert Konzerte der Nippon-Philharmoniker. Auf dem Programm stehen u. a. die „Neunte Symphonie" von Beethoven und die „Pathétique" von Tschaikowsky.
Eine Jury, der Wolfgang Fortner, Karl O. Hoch und Ferdinand Leitner angehören, wählt die Musikstücke aus, die von der Sektion Deutschland der Internationalen Gesellschaft für neue Musik zur Aufführung während des Ende Mai in

Lebe leichter bleibe jung!

Was brauchen wir: Mehr Ruhe, weniger Hasten, besseren Schlaf und mehr Kraft...

Die Wissenschaft weiß: Das Gehirn leitet Kreislauf u. Organe. Ohne unser Zutun schickt es die Befehle. Versagt die Leitung (das Nervensystem), dann versagt der Mensch. Es fehlt an den Nerven – es fehlt am Lecithin, d. Nervennährstoff. Die Normalnahrung enthält nicht genug Lecithin. Man braucht täglich 4=6 g reines Lecithin (nach Koch) und erhält sie zuverlässig durch das Lecithin-Konzentrat Dr. Buer's Reinlecithin. Jeder Faecikel enthält 1 g reines Lecithin. Es erneuert den ganzen Menschen. Er schläft tief u. fest, gewinnt Spannkraft und hilft nervös kranken Organen (z. B. Herz, Galle, Leber, Magen, Nieren).

Dr. Buer's Reinlecithin
Nährt! Nerven! Nachhaltig!

Israel stattfindenden internationalen Musikfestes empfohlen werden.
Das Robert-Schumann-Konservatorium in Düsseldorf veranstaltet im Januar seine vierte Werkwoche für neue Musik unter dem Gesamttitel „Das junge Frankreich".
Aus einer von der Internationalen Gesellschaft für moderne Kunst durchgeführten Publikumsbefragung geht hervor, daß Hindemith und Honegger zur Zeit die populärsten Komponisten sind.

BILDENDE KUNST

Richard Scheibe

Die Galerie Czwiklitzer in Köln zeigte eine Kollektion von 25 Bronze-Kleinplastiken des Bildhauers Richard Scheibe, die auch noch in einer Reihe von Museen als Wanderausstellung zu sehen sein wird.
Die erste deutsche Schwarz-Weiß-Ausstellung in Erlangen gab einen eindrucksvollen Überblick über alle modernen Stilrichtungen vom Expressionismus bis zur abstrakten Kunst, soweit sie sich in Werken der Schwarz-Weiß-Technik widerspiegeln.
Der Frankfurter Kunstverein trat mit einer Ausstellung von Werken des jetzt als Professor an der Staatlichen Hochschule für bildende Künste (Städelschule) in Frankfurt/Main wirkenden Malers Georg Meistermann hervor.
Unter der Schirmherrschaft der indischen Regierung fand im November vergangenen Jahres in Köln eine indische Kunstausstellung statt. Anschließend wurde die Ausstellung auch in Hamburg gezeigt.
Die Rheinische Sezession feierte ihr fünfundzwanzigjähriges Bestehen mit einer Gedächtnis-Ausstellung für ihre verstorbenen Mitglieder in Düsseldorf.
In der Hamburger Kunsthalle fand eine Kandinsky-Ausstellung statt, die erstmalig in Deutschland 30 bedeutsame Bilder aus dem Nachlaß des russischen Künstlers zugänglich machte.
Einen umfassenden Überblick über das Lebenswerk des rheinischen Bildhauers und Graphikers Ewald Mataré gab die erste große Ausstellung von Werken des Künstlers, die in Hamburg eröffnet wurde.
Als erste Nachkriegsausstellung eines deutschen Malers in Jugoslawien fand in Laibach eine Otto-Pankok-Ausstellung statt.
Arbeiten des Malers Friedrich Ahlers-Hestermann wurden im Berliner Haus am Waldsee ausgestellt.

FILM

Die amerikanische Warner Bros. Gesellschaft hat die Verfilmungsrechte für William Faulkners Roman „Land der Pharaonen" erworben. Faulkner selbst schreibt das Drehbuch.
Liane Haid hat nach 17jähriger Filmpause eine der Hauptrollen in dem neuen österreichischen Film „Die fünf Karnickel" übernommen.
Die Filmbewertungsstelle der westdeutschen Länder verlieh dem französischen Spielfilm „Lohn der Angst" und dem deutschen Film „Geliebtes Leben" das Prädikat „besonders wertvoll".

KLEINANZEIGEN »VON LESER ZU LESER«

HEIRAT

Junge Frau, 25 J., 1,70 m gr., dunkel, mit 4 J. Tochter, sucht die Bekanntsch. ein. solid. Herrn v. 35 b. 40 J. in fest. Position. WM 534

Hamburgerin (33/163), schuldl. geschied., mit 5jähr. Sohn (versorgt), in g. Verhältnissen, sucht geb. Lebensgefährten. WM 537

Sudetendeutsche, 30 J., 164 gr. i. Norddeutschl. leb., möcht. gern südd. Landsmann, Bayern oder Österr. kennenl. Forstm., Prof. bzw. Herr i. gehob. sich. Stell. bevorz. Häusl., f. gemütl. Heim. Bildzuschr. erb. u. WM 520

Berufstät. Dame sucht Verbindung mit charaktervollem, naturverb. Herrn zwisch. 40—50 Jahren, Raum Würzburg. WM 538

29jähriger in gesicherter Stellung sucht kath. Lebensgefährtin bis 1,62 m groß, gebildet, sportlich, mit hausfr. Eigensch., mögl. Rheinl. Bildzuschr. erb. unt. WM 531

Angestellter, 30 J., (1.68), schlank, dklbl., Brillenträg., sucht warmherz., lieb. Gefährtin m. viel Interesse f. Musik. Klavierspiel. Ideal, da selbst Laiensänger. Mögl. Raum Mittelrhein. Bildzuschr. unter WM 533 erb.

Die Briefzentrale „Ehe durch Gedankenaustausch" Hamburg 31, Postfach 4844

STELLENMARKT

Liebevolle Norddeutsche, 20 Jahre, sucht Stellung als Kinderfräulein, auch im Ausland. Zuschriften erbeten unter WM 529

Dame (49 J.), gute Schulbildung, mit allen vorkommenden Hausarb. best. vertr., sucht Stellung als Wirtschafterin. Frauenl. Haush. bevorzugt. Zuschr. erbeten unter WM 535

Webereifachmann, 50 J., Obersek.-Reife, Fachschule, Praxis als Disponent u. W.-Leit., Erfahrg. i. Prüfung. u. Abnahm. v. Textilien, z. Z. i. Eink. u. Kalkulation d. Bekl.-Industr., wünscht s. z. veränd. Angeb. erb. u. WM 503

AN- UND VERKAUF

Suche von Privat zu Privat echte Stilmöbel, antikes Silber, Porzellan und andere Kunstgegenstände, auch alte Bauernmöbel. v. Kaphengst, Bonn, Postfach 444

VERSCHIEDENES

Witwe, 42 Jahre alt, alles Schöne im Leben liebend, mit vielen Interessen, sucht entsprechenden Briefwechsel, auch mit Ausland. Zuschriften erbeten unter WM 518

Junge Dame (24 Jahr). sucht gebildeten katholischen Briefpartner. Bildzuschriften unter WM 528 erbeten.

Ausland. Suche für meinen Freund (Dipl.-Ing.), 32/175, der nach den USA ausgewandert ist und sich mit der Mentalität der dortigen Frauen nicht befreunden kann, Briefwechsel. Zuschr. erbeten an WM 530

Wer irgendwelche Wünsche hat,
Der zeig' sie an in diesem Blatt!
Das gilt für Heirat, Briefverkehr,
Für Kauf und Tausch und anderes mehr.
Das MONATSHEFT macht's schwarz auf weiß
Weithin bekannt im Leserkreis.

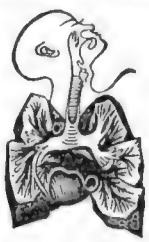
Berechnung privater Gelegenheitsanzeigen: DM 3,— je Druckzeile. Die Zeile hat (einschließlich Interpunktion und Zwischenräume) durchschnittlich 40 Buchstaben; angefangene Zeilen zählen voll. Überweisung der Insertionsgebühren **unter Angabe des Verwendungszweckes** *erbeten auf Postscheckkonto Hannover 1965. Die Gebühr für Chiffreanzeigen, die zusätzlich berechnet wird, beträgt DM 1,—. Zuschriften auf Chiffreanzeigen an Georg Westermann Verlag, Anzeigenabteilung, Braunschweig. Deutliche Chiffreangabe auf dem Umschlag bitte nicht vergessen!*

Schmerzhaftes Rheuma,
Ischias, Neuralgien, Muskel- und Gelenkschmerzen, Kreuzschmerz werden seit Jahren durch das hochwertige Spezialmittel **Romigal** selbst in hartnäckigen Fällen mit hervorragendem Erfolg bekämpft. **Harnsäurelösend,** unschädlich. Ein Versuch wird Sie überzeugen.

Romigal ist ein polyvalentes (= mehrwertiges) Heilmittel und greift daher Ihre quälenden Beschwerden gleichzeitig von mehreren Richtungen her wirksam an. Romigal wirkt rasch. 20 Tabletten M 1.35, Großpackung M 3.40. In allen Apotheken.

Nimm **Alpecin** **Deine Kopfhautmedizin**
gegen Schuppen, Kopfjucken, Haarausfall

Braunlage · Priessnitz-Sanatorium Dr. Barner
für innere und Nervenleiden, Erschöpfungszustände, Priessnitzkuren, Diät, Saft- und Fastenkuren. Dr. Wiegand **Barner,** Facharzt für innere Krankheiten. Dr. I. **Hummel** (früher Chefarzt des Priessnitz-Sanatoriums Gräfenberg).



Auch in schweren Fällen von
Husten, Bronchitis
Bronchialasthma, Verschleimung, Luftröhrenkatarrh bewähren sich Dr. Boether-Bronchitten, eine sinnvolle Heilpflanzen-Komposition, nach Originalrezept von Dr. Boether zusammengesetzt. Sie wirken stark schleimlösend, beseitigen quälenden Hustenreiz und kräftigen das Bronchiengewebe. **Dr. Boether-Bronchitten** sind unschädlich. Hunderttausende gebrauchten dieses Mittel. Packungen zu DM 1.45 und DM 3.40 in allen Apotheken erhältlich.
7 Heilstoffe vereint nach dem Verfahren von DR. MED. BOETHER

Das moderne Wörterbuch
In neuer Ausstattung erschien:
WESTERMANNS ENGLISCHES WÖRTERBUCH FÜR SCHULE UND LEBEN
Herausgegeben von Oberstudiendir. **Dr. G. Daub**
Band I
Englisch-Deutsch, XVIII, 819 Seiten
Band II
Deutsch-Englisch, XVIII, 1035 Seiten
Dünndruckausgabe
In flexiblem Luxusband DM 15,—
(nur komplett zu beziehen)
GEORG WESTERMANN VERLAG

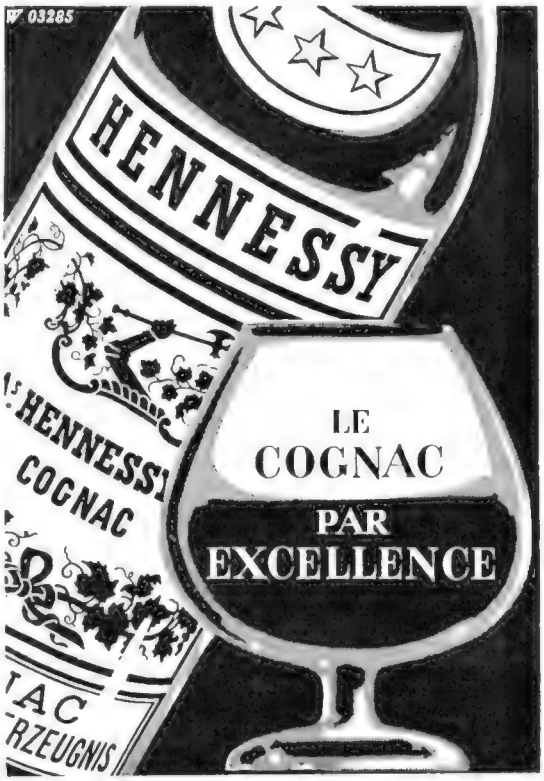
Die Evangelische Filmgilde bezeichnete den Film „Denn sie sollen getröstet werden" als besten Film des Monats November 1953.
139 Filmtheater in Westdeutschland und Westberlin, nicht ganz 3 % aller zur Zeit bestehenden Kinos, verfügen über Projektionseinrichtungen zur Vorführung plastischer Filme.

RUNDFUNK UND FERNSEHEN

Eine Hörspielfassung des kürzlich uraufgeführten Schauspiels „Ulla Winblad" von Carl Zuckmayer hat der Bayerische Rundfunk in sein Programm aufgenommen.
Der NWDR und der Süddeutsche Rundfunk bringen gemeinsam das neue Hörspiel „Terminkalender" von dem erfolgreichen Braunschweiger Hörspielautor Max Gundermann heraus.
Das von Paul Hühnerfeld nach dem gleichnamigen Roman von Arthur Koestler bearbeitete Hörspiel „Sonnenfinsternis" wurde vom Süddeutschen Rundfunk zum erstenmal gesendet.
Der Süddeutsche Rundfunk veranstaltete in Stuttgart eine „Woche der leichten Musik" mit bemerkenswerten Uraufführungen, unter denen die „Pinocchio-Suite" von Johann Aschenbrenner und die „Impressions de Carnaval" von Paul Durand hervorragten.
Hans Werner Henze komponierte im Auftrag des NWDR eine Funkoper mit dem Titel „Das Ende einer Welt".
Wolfgang Weyrauch wurde vom Süddeutschen Rundfunk beauftragt, eine gesprochene Zeitschrift mit dem Titel „Expeditionen" zu redigieren. Die jeweiligen Sendungen sollen sich ausschließlich mit der neuesten deutschen Literatur beschäftigen.
Nach einer neuen statistischen Übersicht gibt es zur Zeit etwa 28 Millionen Fernsehgeräte auf der Welt, davon allein in den USA 24,5 Millionen. Es folgen England mit 2,5 Millionen, Kanada mit 260 000 und die Sowjetunion mit 200 000.
Die Arbeitsgemeinschaft der westdeutschen Rundfunkanstalten hat mit der „Radiodiffusion Française" in Bad Dürkheim ein Abkommen geschlossen, auf Grund dessen aktuelle Fernsehfilme sowie zeitgeschichtliche und aktuelle Fernsehmanuskripte ausgetauscht werden sollen. Die für den unmittelbaren Programmaustausch erforderliche Fernsehstrecke Paris—Straßburg—Baden-Baden wird beschleunigt fertiggestellt.
Zu einer weiteren Bereicherung des Fernsehprogramms wird der in Vorbereitung befindliche Ausbau einer Fernsehbrücke von Hamburg durch Schleswig-Holstein nach Dänemark führen. Neue Verbindungen im Anschluß daran sind nach den skandinavischen Ländern vorgesehen.

WISSENSCHAFT

Auf dem Ausgrabungsgelände der alten Wikingerstadt Haithabu im Schlei-Becken bei Schleswig ist kürzlich die 300 Meter lange Reede der einstigen Handelsmetropole des Nordens mit einem guterhaltenen Wikingerboot entdeckt worden.
Der Hauptausschuß der Deutschen Forschungsgemeinschaft hat beschlossen, die Wiederaufnahme alter deutscher Ausgrabungen in Kleinasien, Griechenland und Ägypten im Rahmen seines Schwerpunktprogramms zu fördern.
Zahlreiche ausländische und deutsche Gelehrte sowie führende Persönlichkeiten des Vatikans nahmen an einem Festakt teil, in dessen Verlauf das Deutsche Historische Institut in Rom unter der Leitung von Professor Dr. Walther Holtzmann (Bonn) wiedereröffnet wurde.
Das Germanische Nationalmuseum in Nürnberg baut auf Beschluß seines Verwaltungsrates, der



erhältlich in Fachgeschäften

Drei Worte nur:
fuca formt figur
DM 2,95
Nur in Apotheken und Drogerien
SANAPHARM KG. Dr. Vogeler & Co., Essen

Bluthochdruck-
Ja? Lesen Sie Minderung des Blutdruckes auf natürlichem Wege. Kostenlos von: Sanitas Depot, Charlottenburg 5, Postfach 40/70

Quäl Dich doch nicht..!
Fast alle Frauen leiden in kritischen Tagen an Kopf-, Leib- u. Rückenschmerzen. Eine Kapsel Melabon hilft meist überraschend schnell. Quälen Sie sich nicht mehr! Pk. 75 Pfg. i. Apoth. Verlangen Sie Gratisprobe von Dr. Rentschler & Co., Laupheim 135
Melabon vertreibt den Schmerz!

Edixa Model II automatische Scharfeinstellung
(Gekuppelter Entfernungsmesser)
Schnellaufzug
Optik 2,8
nur 115.-

Erhältlich in jedem Fachgeschäft
Katalog E durch Hersteller
GEBR. WIRGIN, Kamerawerk, WIESBADEN

Solange es noch Zeit ist...
OKASA
NUR IN APOTHEKEN

RHEUMASAN
„FLÜSSIG" „SALBE" „DRAGÉES"
hilft gegen
Rheuma
Gicht
Ischias

In allen Apotheken erhältlich

Bei Magenbeschwerden bringt Roha-Salz sofortige Besserung
Pulverform DM 1.50 Tabletten DM: 85 u. 1.65

unter dem Vorsitz von Bundespräsident Heuß zusammentrat, in diesem Jahre eine volkskundliche Abteilung auf. Es wird sich um die größte Sammlung aus deutschem Kulturgut handeln.

Staat und Industrie finanzieren gemeinsam den Aufbau eines deutschen Kunststoffinstituts, das der Technischen Hochschule in Darmstadt angegliedert wird.

Das Max-Planck-Institut für Züchtungsforschung in Voldagsen beging den Tag seiner Gründung vor 25 Jahren. Das Institut war bis 1945 in Müncheberg (Mark Brandenburg) ansässig.

Die Geographische Gesellschaft Hannover feierte im Beisein von Wissenschaftlern und Ehrenmitgliedern des In- und Auslandes ihr 75jähriges Bestehen.

Die päpstliche Gregorianische Univeristät in Rom, eine der berühmtesten Ausbildungsstätten der katholischen Kirche, beging in Anwesenheit zahlreicher Würdenträger und Gelehrter aus der ganzen Welt die Feierlichkeiten zu ihrem 400jährigen Bestehen.

Der bekannte Zeitungswissenschaftler Professor Dr. Emil Dovifat, der jetzt an der Freien Universität Berlin wirkt, feierte sein 25jähriges Professorenjubiläum.

KULTURPOLITIK

Das 1952 in München wiedergegründete Goethe-Institut unterhält zur Zeit acht Zweigstellen im Ausland, darunter in Athen, Rom, Brüssel und Bilbao. Zwanzig weitere Außenstellen befinden sich im Aufbau. Sie sollen dazu beitragen, die Lehrer und Lektoren, die an den Universitäten und Hochschulen der Welt Deutsch unterrichten, zu unterstützen.

In Hamburg wurde eine „Deutsche Ibero-Stiftung" ins Leben gerufen. Sie hat die Aufgabe, deutschen Forschern und Wissenschaftlern ihre Arbeit in Ibero-Amerika zu erleichtern und lateinamerikanischen Gelehrten und Künstlern die Möglichkeit zu einem Deutschlandaufenthalt zu vermitteln.

Die „Union der Geistesarbeiter Deutschlands" beschloß auf einer Zusammenkunft in Bonn, mit mehreren Berufsverbänden einen Arbeitskreis zu bilden. Ziel der Union ist die Förderung der gemeinsamen kulturellen, rechtlichen und wirtschaftlichen Probleme der Geistesarbeiter. Insbesondere will sie den Kampf gegen die Unterbewertung der geistigen Arbeit führen.

In der Kölner „Brücke" wurde eine britische Zentralbibliothek für die Bundesrepublik eröffnet. Es sind darin die Bestände der bisherigen britischen Bibliotheken von Köln und Düsseldorf zusammengefaßt. Die Benutzung der Bücher steht jedermann in Westdeutschland kostenlos frei.

STUDENTISCHES

Das deutsche Komitee des World University Service, dessen Aufgabe es ist, junge Akademiker der westlichen Welt durch Studentenaustausch einander näherzubringen und minderbemittelten Studenten das Studium zu ermöglichen, veranstaltete in Münster ein Seminar unter dem Motto „Staat, Wirtschaft und Student".

Die im Rahmen der Deutschen Gesellschaft für Soziologie bestehende Kommission für die Unterrichtsgestaltung an den Universitäten sprach sich für die Einführung einer Diplom-Abschlußprüfung für Studenten der Soziologie aus.

ERZIEHUNG UND UNTERRICHT

Das im Rahmen der Deutschen Pestalozzi-Gesellschaft gegründete Ostdeutsche Schularchiv sammelt künftig alte Jahrgänge ostdeutscher Lehrerzeitungen, alte Fachzeitschriften mit Berichten aus Ostdeutschland, Jahresberichte ostdeutscher Schulen, die Prüfungsordnungen, Amtsblätter ostdeutscher Schulverwaltungen, Lehrer- bzw. Schulkalender und ähnliches Material. Hinweise, Nachrichten und Anfragen werden erbeten an den Leiter des ostdeutschen Schularchivs, Studienrat Dr. Otto Mather, Düren, Gürzenicher Straße 49.

Das erste staatsbürgerliche Lehrerseminar, an dem Direktoren aller Schulgattungen aus den westdeutschen Ländern teilnahmen, wurde an der Sportschule in Hennef bei Bonn abgehalten. In zahlreichen Diskussionen und Referaten wurden wertvolle Anregungen dafür gegeben, wie an den Schulen der staatsbürgerliche Unterricht interessant gestaltet werden kann.

Eine deutsch-englische Lehrertagung in Königswinter befaßte sich mit dem Thema „Die Stellung der Kunst- und Werkerziehung im Bildungswesen der höheren Schule, ihr Verhältnis zu den übrigen Fächern insbesondere zum Deutschunterricht".

In Frankfurt/Main trat der Bundesverband deutscher Privatschulen zu einem Hauptverbandstag zusammen. In Vorträgen und Diskussionen wurden die Dringlichkeit einer staatlichen Hilfe für Privatschulen und eine gesetzliche Neuregelung des gesamten Privatschulwesens erörtert.
Die Gesellschaft für Luftfahrt, die jetzt ihren Sitz in Braunschweig hat, will künftig den Otto-Lilienthal-Preis an Abiturienten verleihen, die im Anschluß an ihre Schulzeit Luftfahrttechnik studieren wollen und dafür besondere Voraussetzungen mitbringen. Gleichzeitig wurde der Ludwig-Prandtl-Preis für Schulen erneuert, die sich auf dem Gebiete des Flugmodellbaues auszeichnen. Nähere Auskünfte erteilt die Wissenschaftliche Gesellschaft für Luftfahrt, Braunschweig, Wilhelmstraße 42.

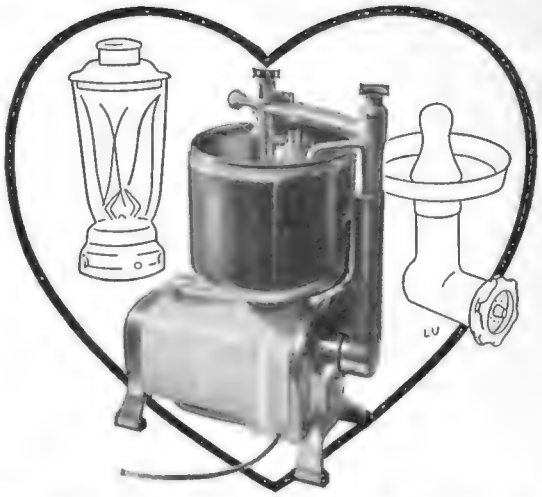
KIRCHLICHES

Im Dom zu Meißen wurde der neugewählte Landesbischof der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Sachsens, Lic. Gottfried Noth, feierlich in sein Amt eingeführt. Im Anschluß daran tagte der Rat der EKD in Dresden. Er befaßte sich unter anderem mit der Lage der Heimkehrer und sprach sich für eine kirchliche Heimkehrer-Hilfe in Fällen besonderer Not aus.
Kardinal Frings hat für die Woche nach dem ersten Fastensonntag eine Diözesansynode nach Köln einberufen. Sie soll sich mit wichtigen Fragen zur Gestaltung des Gottesdienstes und zur Durchführung der vielfältigen Seelsorgearbeit befassen.
Die evangelische Kirche im Rheinland und Westfalen veranstaltete in Mülheim/Ruhr eine Sozialtagung zur Förderung des theologischen Nachwuchses. Die Zusammenkunft stand unter dem Motto „Die Kirche im Umbruch der Klassengesellschaft".
Wie der Präsident des päpstlichen Werkes der Glaubensverbreitung in Deutschland, Prälat Dr. Mund, Aachen, kürzlich mitteilte, verbreiten gegenwärtig rund 97 000 katholische Missionskräfte, darunter etwa 9000 Deutsche, in den Missionsgebieten auf der ganzen Welt den christlichen Glauben.
Führende evangelische Persönlichkeiten aus dem politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Leben Bayerns haben sich zu einer „Arbeitsgemeinschaft für Evangelium und Öffentlichkeit" zusammengeschlossen. Die Vereinigung hat die Aufgabe, für die gegenseitige Achtung der Bekenntnisse einzutreten und dadurch den konfessionellen Frieden zu fördern.
Eine Gedenkstätte für Menno Simons, den Begründer der Mennoniten-Kirche, ist in Alt-Fresenburg (Schleswig-Holstein) geschaffen worden.

AUSZEICHNUNGEN

Der Georg-Büchner-Preis 1953 wurde vom Lande Hessen und der Stadt Darmstadt dem Schriftsteller Ernst Kreuder zuerkannt.
Die Stadt Göttingen verlieh dem Schriftsteller Carl Zuckmayer anläßlich der Uraufführung

Ich bestelle das Buch: Autor .....
Titel ..... zum verbilligten Preise
von DM ..... und bezeuge durch meine Unterschrift, daß ich Abonnent von Westermanns Monatsheften bin.
Name ..... Ort .....
Straße .....

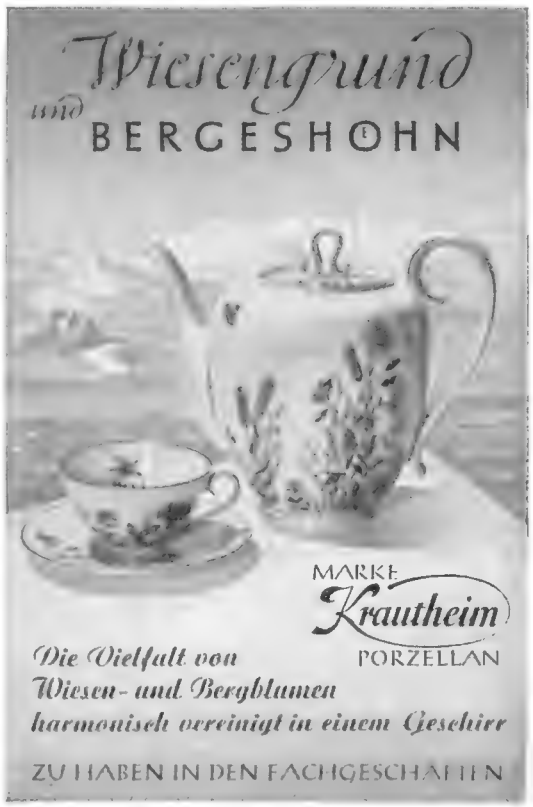


Was kostet die Arbeitsstunde der Hausfrau?

Die Arbeitsstunde der Hausfrau kostet nicht nur Geld, sie kostet Gesundheit und Nerven ... Es ist jetzt an der Zeit, daß jede Hausfrau ihre „Allfix" nach ihren Bedürfnissen wählt.

Ganz nach Wunsch können Sie Ihre „Allfix" zusammenstellen, sie kostet in der Standard-Ausführung DM 370,- und kann ohne besondere Anzahlung in 12 Monatsraten erworben werden.

Bauknecht-*Allfix*
das Herz der Küche
G. Bauknecht GmbH. Stuttgart-S



BELIEBTE GESCHENKBÜCHER

für festliche Gelegenheiten

Heinrich Eckmann

EIRA

300 Seiten, Ganzleinen mit Schutzumschlag DM 7,50, für Monatsheft-Leser DM 6,40

Dieses Buch ist eine Liebesgeschichte, wie sie in so verhaltener Innigkeit und mit so viel Zartgefühl nur selten geschrieben wird. Der Dichter hat ein großes menschliches Erlebnis aus der Zeit seiner Waliser Gefangenschaft während des ersten Weltkrieges zu einem Roman zweier Herzen gestaltet, die über die Trennung der Völker hinweg zueinanderfinden. Der versöhnliche Grundton und der unverminderte Zauber der Sprache geben dem Werk einen dauernden Wert.

Hans Leip

DIE SONNENFLÖTE

317 Seiten, Ganzleinen mit Schutzumschlag DM 7,80, für Monatsheft-Leser DM 6,65

Die bezaubernde Landschaft des Chiemsees ist der stimmungsvolle Hintergrund, vor dem das Schicksal eines reifen Mannes abrollt, der sich, vom Berufsglück und von seiner Frau verlassen, unversehens in eine neue Welt und vor ein gefährliches Abenteuer des Herzens gestellt sieht. Dieses Buch voll Fernweh und Abenteuerlust wird durch seine warmherzige Menschlichkeit und dichterische Gestaltungskraft, die sich ihren Reiz bewahrte, dem Dichter viele neue Freunde gewinnen.

Werner von der Schulenburg

DER KÖNIG VON KORFU

876 Seiten, Ganzleinen mit Schutzumschlag DM 18,50, für Monatsheft-Leser DM 16,—

Ein „Weltmärchen" nannte Goethe das Leben des Reichsgrafen Matthias von der Schulenburg, dessen Tat Europa im 18. Jahrhundert vor dem Untergang rettete, als er das wichtige Bollwerk gegen die Türkei, die Insel Korfu, in heldenhaftem Kampfe behauptete. Er steht im Mittelpunkt dieses dramatisch durchpulsten, figuren- und spannungsreichen Zeitbildes von imponierender Großartigkeit, eines meisterhaft gestalteten Romans um Liebe, Macht und Ruhm.

Heinrich Zillich

GRÜNK ODER DAS GROSSE LACHEN

560 Seiten, Ganzleinen mit Schutzumschlag DM 14,80, für Monatsheft-Leser DM 13,10

Ein Roman voll lachender Lebensweisheit und von tiefgründigem, befreiendem Humor mit einer bunten, spannenden Handlung und treffend gezeichneten Milieuschilderungen aus dem Berlin der zwanziger Jahre. Peter Grünk ist ein froher Zeitgenosse und guter Lebenskamerad, und was er lehrt, sind Heiterkeit und Frohsinn. Ein Buch, das in die seelische Hausapotheke gehört.

Alle hier aufgeführten sowie die in den früheren Heften im Sonderangebot genannten Bücher können Sie bei Einsendung des nebenstehenden Gutscheins zum Sonderpreis für Monatsheft-Abonnenten beziehen. Bitte setzen Sie auf der Rückseite Titel und Sonderpreis des gewünschten Buches ein und übergeben Sie ihn, mit Ihrer Anschrift versehen, Ihrem Buchhändler oder dem Georg Westermann Verlag, der Sie über eine Buchhandlung beliefern wird.

GUTSCHEIN

ZUM VERBILLIGTEN BEZUG EINES WESTERMANN-BUCHES

NR. 1/1954

seines Schauspiels „Ulla Winblad" ihre silberne Ehrenplakette.
Der unter dem Pseudonym Paul Lücke schreibende Autor gewann mit seinem Schauspiel „Das konnte ins Auge gehen" den ersten Preis im Jugendstück-Wettbewerb des Landesverbandes Nordrhein-Westfalen im Verband der deutschen Volksbühnenvereine.
Der Komponist Paul Hindemith, der Bildhauer Gerhard Marcks und der Dichter Alfred Döblin sind zu Ehrenmitgliedern der Freien Akademie der Künste in Hamburg ernannt worden.
Mit dem Wilhelm-Morgner-Preis der Stadt Soest wurde der vierzigjährige Bildhauer Hermann Berges aus Mehlem/Rhein geehrt.
Der vom italienischen Rundfunk gestiftete „Prix Italia", durch den literarische und musikalische Werke, die den Rundfunk künstlerisch bereichern, ausgezeichnet werden, ist für 1953 Werner Henzes Funkoper „Ein Landarzt" zuerkannt worden.
Im vierten internationalen Musikwettbewerb in Vercelli (Italien), an dem 536 Musiker aus 37 Ländern teilnahmen, errangen die beiden Stuttgarter Kurt Bauer und Heide Bung den ersten Preis für vierhändiges Klavierspiel.
Die Geographische Gesellschaft Hannover verlieh die Hermann-Guthe-Medaille anläßlich ihres 75jährigen Bestehens an den Leiter der Bundesanstalt für Vegetationskartierung, Prof. Dr. Reinhold Tuexen, Stolzenau, und Dr. Theodor Müller, Braunschweig.

ES WURDEN...

SECHZIG: *Der Schriftsteller Wilhelm Gerd Kunde; der Kirchenmusiker Professor Georg Kempff; der Intendant des Hamburger Thalia-Theaters Willy Maertens; der Photograph Prof. Walter Hege.*
FÜNFUNDSECHZIG: *Der amerikanische Dramatiker und Nobelpreisträger Eugene O'Neill; der Schriftsteller und Kulturkritiker Konrad Hämmerling; der Maler Heinz von den Hoff; der Psychiater Professor Dr. Ernst Kretschmer; der Geologe Dr. Paul Woldstedt.*
SIEBZIG: *Der Physiologe und Nobelpreisträger Professor Dr. Otto Warburg; der Jurist Dr. Edmund Mezger; die Kabarettistin Claire Waldoff.*
FÜNFUNDSIEBZIG: *Die Dichter Hans Carossa, Hermann Claudius und Erwin Guido Kolbenheyer; die Graphiker und Buchkünstler Prof. C. O. Czeschka und Fritz H. Ehmcken; die Tibet-Forscherin Alexandra David-Neel; der Pathologe Prof. Dr. Paul Huebschmann.*
ACHTZIG: *Der Papyrusforscher Professor Dr. Wilhelm Schubart; der Wiener Kunstkritiker Prof. Max Graf.*

ES STARBEN

Reinhard Piper

Die aus Deutschland stammende Schriftstellerin Hannah Closs-Priebsch in London, 47jährig; der Regisseur und Bühnenbildner Curt Herwig in Würzburg; 55jährig; der Pianist Walter Thiele in Berlin, 59jährig; der Schauspieler und Regisseur Ernst Karchow in Berlin, 61jährig; der Komponist Eduard Künneke in Berlin, 67jährig; der Pianist Leonid Kreutzer in Tokio, 68jährig; der Geograph Professor Dr. Ewald Banse in Braunschweig, 70jährig; der Komponist Emmerich Kalman in Paris, 71jährig; der Verleger

SIEMENS
FERNSPRECH TECHNIK

Auch für Sie

ist das Telefon ein unentbehrlicher Helfer. Häufig reicht aber ein Apparat nicht mehr aus, den Fernsprechverkehr reibungslos abzuwickeln.

Die reich illustrierte Broschüre „Die Fernsprechanlage für Sie" zeigt, unter vielen anderen Beispielen, was Sie schon aus einer kleinen Anlage von 2 Sprechstellen „herausholen" können

Kostenlose Anforderung bei
Siemens & Halske Aktiengesellschaft
Berlin-Charlottenburg 1
Postschließfach 28/59

Die FERNSPRECHANLAGE für *Sie*

Schon ab 2 Sprechstellen

Auf einer Billardkugel Haare wachsen lassen

ist ein Kunststück, das wohl niemand fertigbringt. Genauso schwierig schien es bis jetzt, auf einer spiegelblanken Glatze neue Haare sprießen zu lassen. Seit es aber HAAR-NEU Recapil gibt, das neuartige Haarwuchsmittel mit den 56 Wirkstoffen, können auch all diejenigen auf schöne Haarwuchserfolge hoffen, die bis jetzt glaubten, ihre Kopfhaut sei völlig tot.

Ihr Haarschaden ist vielleicht schon schlimmer als Sie denken! Tun Sie etwas dagegen! Ihr Apotheker, Drogist, Friseur oder Parfümerie-Fachmann schenkt Ihnen gern hochinteressante Prospekte über

HAAR-NEU
RECAPIL

das einzigartige Haarwuchspräparat des chem.-pharm. Labors Walter Schäfer, Stuttgart-Bad Cannstatt. HA 667a

BERNT VON HEISELER

Versöhnung

Roman. 43.-52. Tsd. 880 S. Ganzl. 16.80 DM

Unsre Probleme mögen mit uns vergehen. Gültig bleiben aber werden die dichterischen Gebilde, in denen das ewig Menschliche unsrer Zeit einen Ausdruck gefunden hat. Und den fand es bei Heiseler. Dieser Roman ist ein Kunstwerk, und das Geheimnis der Kunst wird jeder, der ihm offenen Herzens begegnet, an sich selbst erfahren.

ZEITWENDE

Der große Familienroman unserer Zeit

C. Bertelsmann

Wenn Sie heiter sein wollen,

dann tun Sie bitte folgendes: Nehmen Sie möglichst einmal am Tag den ‚LACHENDEN GLOBUS' zur Hand. Dieses einzigartige Buch schenkt Ihnen einen wahren Reichtum an Freude und beglückt Sie mit unzähligen Stunden froher Laune. Sie werden es mit Begeisterung lesen, ja es immer wieder lesen. Der ‚LACHENDE GLOBUS' hat 544 Seiten Umfang, Großform. 21×28,5 cm, mit 400 humorsprühenden Zeichnungen und Bildern erster Künstler. Leinen. Preis bei Barkauf DM 36,—, bei Ratenkauf DM 39,60.

Zu beziehen durch: Verlag Joh. Thordsen jun., Hamburg 1, Burchardstr. 14, Sprinkenhof. Elite-Verlag Ernst Heyer, Essen, Hollestr. 1. Südverlag E. Greiner, OHG., Stuttgart-S, Fangelsbachstraße 32. Raabe-Buchhandlung Braunschweig, Freytagstr. 3b und außerdem durch jede gute Buchhandlung.

Reinhard Piper in München, 73jährig; der Komponist und Dirigent Ernest Irving in London, 74jährig; der Dirigent und Komponist Camillo Hildebrand in Sondershausen, 77jährig; der Agrikulturchemiker und Präsident der Deutschen Bodenkundlichen Gesellschaft Professor Dr. Edwin Blanck in Göttingen, 77jährig; der Philosoph und Pädagoge Prof. Dr. Dr. Hermann Schneider in Delmenhorst, 79jährig; der oberschlesische Prälat Carl Ulitzka in Berlin, 80jährig; der Schweizer Geologe Professor Maurice Lugeon in Lausanne, 83jährig; der Graphiker und Heraldiker Oskar Beringer in Bernau am Chiemsee, 88jährig.

ZU UNSEREN BEITRÄGEN

Die Westermann-Kunstdrucke dieses Heftes: Die Bilder von Esaias van de Velde „Winterlandschaft" (15×11 cm; Wallraf-Richartz-Museum, Köln) und von Wilhelm Busch „Mädchenstudie" (13×26 cm; Kunsthalle Bremen) wurden nach den Originalen reproduziert. Als Vorlagen zur Wiedergabe der Gemälde von Rembrandt „Selbstbildnis" und von P. P. Rubens „Kinderkopf" dienten ein Farben-Lichtdruck der Verlags-GmbH. Die Piperdrucke, München, bzw. ein Farbhandkupfer der Kunst- und Verlagsanstalt Franz Hanfstaengl, München. Dem Offset-Druck des Aquarells von Emil Nolde „Jochen" lag das Original (35×47 cm) aus dem Besitz des Wallraf-Richartz-Museums, Köln, zugrunde.

Der Abdruck der Verse „Stille" von Peter Gan (aus seinem Gedichtband „Die Holunderflöte") erfolgte mit Genehmigung des Atlantis Verlages, Freiburg i. Br. Die Abbildungen des Beitrages von Henry Tuchel „Kaschmir - das indische Paradies" lieferte Photo-News-Press Lutetia, Stuttgart. Vom Autor des Berichtes „Unsere Kathrin", Dr. Bernhard Grzimek, stammen auch die dazugehörigen Fotos. Die Porzellanfabrik Arzberg machte uns die von Willi Moegle, Stuttgart, gefertigten Aufnahmen des Aufsatzes von Ursula Ebers „Eine Teekanne entsteht" zugänglich. Die Porträts von Yehudi Menuhin, Richard Scheibe und Reinhard Piper sind Fotos von Max Ehlert, Hannover, dpa-Bild Hamburg und Ewald Hoinkis, München.

Die Folge unserer Sammelbeilage „Die Erdteile" wird im nächsten Heft mit der Bildkarte „Fischerei, Land- und Waldwirtschaft in den USA" fortgesetzt.

Die Reproduktion des Umschlagbildes („Der Liebesbrief", Gemälde von Jean Raoux) erfolgte nach einem Kupfertiefdruck von F. Bruckmann KG., München.

PROSPEKTBEILAGEN. Das vorliegende Heft unserer Zeitschrift enthält folgende Werbebeilagen, die wir der Beachtung unserer Leser empfehlen:

Weingut Gustav Gessert, Nierstein am Rhein (Teilbeilage)
Haase & Co., Ellwangen (Jagst), Württemberg
Humboldt-Verlag G. m. b. H., Stuttgart
Otto Maier Verlag, Ravensburg (Teilbeilage)

DAS GUTE BUCH

Eine Sonderzusammenstellung für die Leser der Monatshefte

BUNTE PFLANZENWELT
Ein Jahrweiser für 1954
27 Postkarten nach Aquarellen von Philipp Gönner. DM 3,90
Aus der blühenden Welt d. Wiesen, Wälder und Gärten bringen diese Bilder einen farbigen Abglanz, der auch in trüben Tagen Freude und Sonnenschein verbreitet.
VERLAG DIE SCHÖNEN BÜCHER
Dr. WOLF STRACHE, STUTTGART

Thomas Regau
CHINESISCHE SEIDE
Eine mehrfarbig illustr. Erzählung
80 Seiten, DM 4,20
„Ein reiner, glänzender Hauch – wie chinesische Seide – so scheint diese Erzählung gewoben. Ein reizvolles Geschenkbüchlein."
HELIOPOLIS VERLAG
TÜBINGEN

CLARA UND ROBERT SCHUMANN
Roman einer Liebe
Briefe — ausgewählt und gestaltet von Dr. H. W. Bähr
240 Seiten, Leinen, DM 5,80
„Ein köstliches Werk - ein Buch der Liebe und für Liebende!"
HELIOPOLIS VERLAG
TÜBINGEN

Werner Klose
JENSEITS DER SCHLEUSE
Roman, 192 S., Leinen, DM 5,80
Das Erstlingswerk eines erst 30jhrg. Autors, das ein hervorragendes Erzählertalent offenbart. – Ein Zeugnis der jungen Generation, auf das man gewartet hat.
HELIOPOLIS VERLAG
TÜBINGEN

Margret Boveri
16 FENSTER UND 8 TÜREN
Eine dynamisch-horoskopische Bau-Chronik. 224 Seiten m. Zeichnung. von F. L. Mebes, gebund. DM 8,90
Ein Buch voll köstlichen Humors, das durch bezaubernde farb. Illustrat. zu einem ganz besond. Geschenk wird.
KARL H. HENSSEL VERLAG
BERLIN

KATZMANN-KALENDER 1954
Meisterwerke christlicher Kunst
Ein Wochenkalender im Großformat mit 4 Farbtafeln DM 5,80
Schöne, unvergeßliche Bilder, bleibende Schöpfungen der großen Meister des ganzen europäischen Kulturkreises. Ein Geschenk, das täglich Freude bereitet.
KATZMANN VERLAG
TÜBINGEN

Kurt Weyher u. Hans Jürgen Ehrlich
VAGABUNDEN AUF SEE
304 S., 40 Abb., Leinen, DM 10,80
Die Kaperfahrt eines Hilfskreuzers im letzten Krieg – so spannend wie Ludkners „Seeteufel". Weite See — Ferne Länder.
KATZMANN VERLAG
TÜBINGEN

Eugen Heberle
DEUTSCHE HELDENSAGEN
Erw. Auflage: Wieland, Walther und Hildegund, Nibelungen, Dietrich, Ortnit, Hugdietrich, Gudrun, Frithjof, Beowulf.
4 Farbtaf., 30 Zeichn., Großformat, farb. Deckelb., Hln., 296 S., DM 7,50
KEYSERSCHE VERLAGSBUCH-HANDLUNG HEIDELBERG

„... das lebendigste Geschichtswerk, das je geschrieben wurde..."
Otto Zierer
BILD DER JAHRHUNDERTE
18 Einzelbd. (1—18), 11 Doppelbd. (19/20—39/40), 1 Bd. 41/44, 768 S., 1 Histor. Lexikon, 680 S., m. 12000 Stichwörtern und 500 Abbildungen. Band DM 3,60. Doppelbd. DM 6,60
Gesamtwerk DM 157,20
VERLAG SEBASTIAN LUX, Murnau

Otto Zierer
1917 — 1954
DAS BILD UNSERER ZEIT
Von d. Landung amerik. Truppen auf dem europ. Kontinent im Jahre 1917 bis zum Wunder des Wiederaufbaues d. zerstört. Länder (1945/54) führt uns Zierer durch d. dramatisch. Ereignisse.
768 Seiten, Ganzleinen, DM 16,90
Lux-Luxuseinband DM 19,90
VERLAG SEBASTIAN LUX, Murnau

Gottfried Kölwel
DAS GLÜCKSELIGE JAHR
Erlebnisse einer Jugend. Neuausg. 41.-43. T., 248 Seiten, Ln., DM 8,80
Der Dichter beschwört mit starker Bildhaftigkeit noch einmal alles herauf, was dereinst selige, paradies., träumerische u. beklommene Kindheit war, leise werden wir dabei in die eig. Kindheit geführt. A. Schnack
EUG. SALZER VERLAG, Heilbronn

Dorothea Hollatz
DIE KUCKUCKSPALME
Eine Erzählung
144 Seiten, Ln., geb. DM 5,60
Diese Erzählung von unmittelbarer Zeitnähe ist von hohem Reiz und dichterischem Rang. Unabdingbare Menschheitsfragen werden an lebendigen Schicksalen deutlich.
EUGEN SALZER VERLAG
HEILBRONN

Cili Wethekam
EIN LOCH IM DACH
208 Seiten mit 22 Vignetten und farbigem Einband DM 5,20
Eine reizd. Jungmädchengeschichte um die 5 Gartemanns und auf welchen Umwegen es ihnen schließlich gelang, das Loch im Dach des Elternhauses zu stopfen.
CARL SCHÜNEMANN
VERLAG · BREMEN

McNair Wilson
JOSEPHINE
Kaiserin wider Willen
Eine Biographie
368 S., 20 Abb., Leinen, DM 14,80
Die mit Ironie und Neigung geschriebene Biographie einer sehr charmanten u. problematisch. Frau, die immer wußte, was sie wollte.
CARL SCHÜNEMANN
VERLAG · BREMEN

Noel Coward
THEATER - THEATER
Erzählungen
176 Seiten, Seide, DM 4,80
Die Atmosphäre des Theaters, die Jahr für Jahr Millionen von Menschen immer aufs neue begeistert, eingefangen von einem alten Theaterhasen, dem englischen Curt Goetz
CARL SCHÜNEMANN
VERLAG · BREMEN

Albert H. Z. Carr
GLÜCK HABEN WILL GELERNT SEIN
248 Seiten, Leinen, DM 7,80
Ein lebendig u. handfest geschriebener Leitfaden des Erfolgs im täglichen Leben. Die Kunst, Glück zu haben, erfordert mehr als einfach darauf zu warten.
CARL SCHÜNEMANN
VERLAG · BREMEN

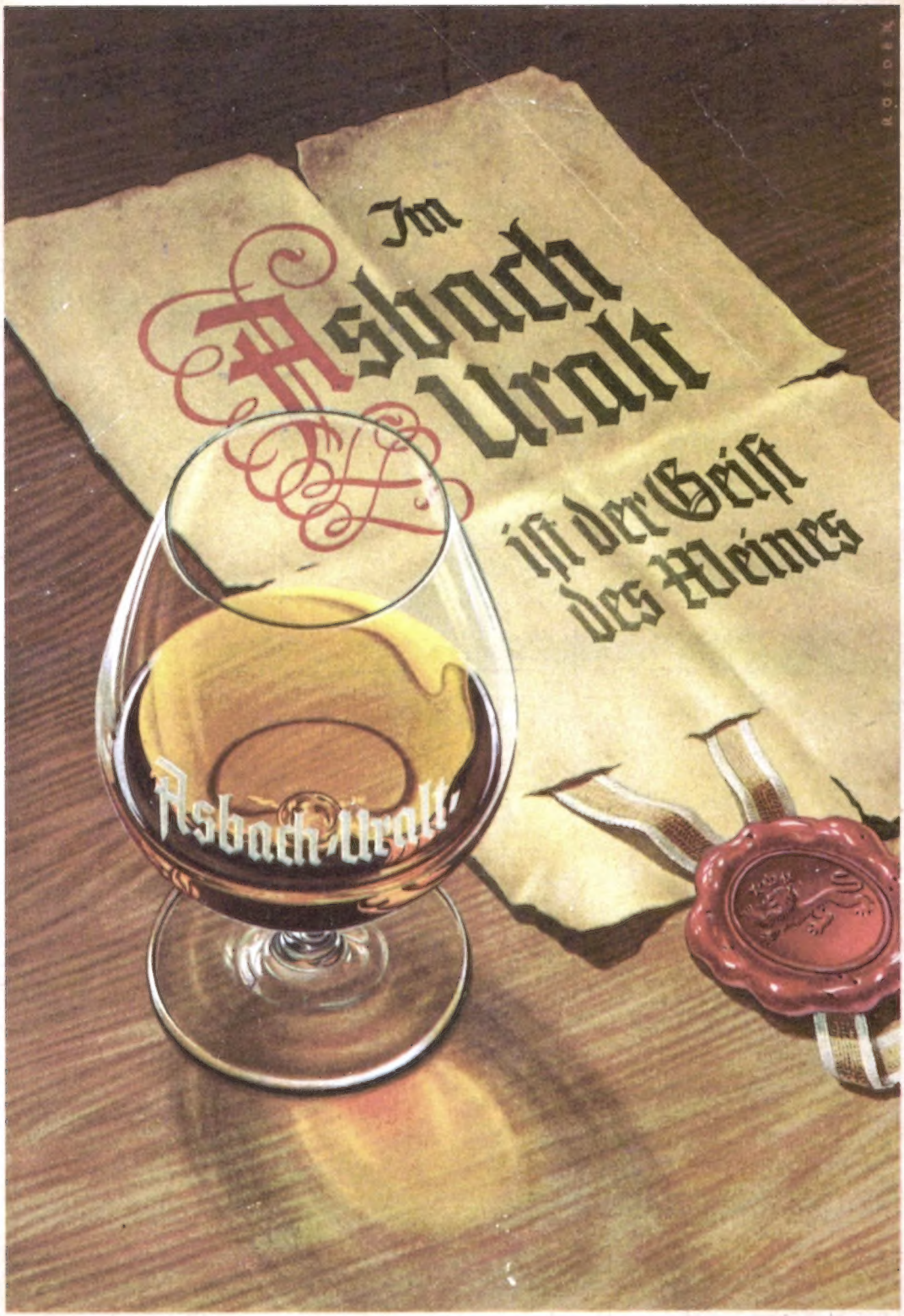
Ernst F. Löhndorff
STIMME AUS DER WÜSTE
Roman
228 Seiten, Leinen, DM 6,80
Das Leben Mohammeds, d. als Hirte und Karawanenführer in Armut begann u. Kaufm., Diplomat, Heerführer u. Religionsstifter wurde, spannend wie ein Film-Reißer geschildert.
CARL SCHÜNEMANN
VERLAG · BREMEN

Ruth Park
GLÜCK - GEZAHLT IN KLEINER MÜNZE
Roman aus Sydney
352 Seiten, Leinen, DM 10,80
Ein mit Herz und Humor geschriebener Roman aus unseren Tagen, der seiner Autorin eine Ohrfeige u. einen Literaturpreis eintrug.
CARL SCHÜNEMANN
VERLAG · BREMEN

Ulrich Dunkel
GEHEIMNISVOLLE TIERWELT
124 S. m. 15 Zeichn. v. Wilh. Eigener. Vierfarbenumschlag, Ln. DM 5,50
Zahllos sind trotz großer Fortschritte der Wissenschaft die Geheimnisse der Tierwelt, von denen der Autor viel Rätselhaftes und Wissenswertes zu erzählen weiß.
ADOLF SPONHOLTZ VERLAG
HANNOVER

Ernst Wilhelm Eschmann
DIE TANNE
360 Seiten, Ganzleinen DM 12,80
Dieser Roman ist eine der bezaubernsten deutschen Walddichtungen der Gegenwart. Aus herrlichen Naturbildern erwächst die Geschichte eines köstlich jugendfrischen Liebespaares.
STAHLBERG VERLAG Karlsruhe

Charles Galton Darwin
DIE NÄCHSTE MILLION JAHRE
164 Seiten. Leinen DM 7,80
Brosch. DM 6,30
Die Frage, ob und wie die Menschheit die nächste Jahrmillion überleben wird, untersucht in diesem Buch d. Enkel d. berühmt. Biologen.
FRIEDR. VIEWEG & SOHN
BRAUNSCHWEIG


Im
Asbach Uralt
ist der Geist des Weines
Asbach Uralt